Schiller

Franz Mehring

Schiller

Franz Mehring

Schiller



Friedrich Schiller

Schiller

Ein Lebensbild für deutsche Arbeiter

von

Franz Mehring

Leipzig 1905
Verlag der Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft

Inhalt.

„Sklaverei ist niedrig, aber eine sklavische Gesinnung in der Freiheit ist verächtlich; eine sklavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht, vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen."

Diese Worte Schillers, die auf den proletarischen Klassenkampf der Gegenwart wie gemünzt erscheinen, gehören mit gleichem Recht an die Spitze einer Darstellung, die den deutschen Arbeitern ein Bild seines Lebens entwerfen will.

Ein Bild seines Lebens nur, keine ausführliche Biographie, wie es deren nachgerade unzählige gibt. Ein Bild seines Lebens, wie es sich hundert Jahre nach seinem Tode darstellt, von der sicheren Warte einer Klasse, die sich „in der kriechenden Lohnkunst", in den „Fesseln der Leibeigenschaft", von denen Schiller spricht, die Hoheit der Gesinnung gerettet hat. Sie steuert heute auf hoher See der neuen Welt entgegen, deren Ufer sich von Jahr zu Jahr deutlicher am weltgeschichtlichen Horizont abzeichnen, während der Jüngling Schiller nach seinem eigenen Worte wie Kolumbus „die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging", um sich als reifer Mann mit einer täuschenden Spiegelung zu bescheiden.

In dieser Täuschung sich wieder und wieder zu spiegeln, ist das Los derer, die vom bürgerlichen Standpunkt aus über Schiller schreiben. Sie dürfen sich nicht gestehen, daß von Schillers ästhetisch-philosophischem Idealismus längst gilt, was er selbst von den Idealen seiner Jugend sang:

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst mein trunknes Herz geschwellt.

Sie dürfen sich nicht gestehen, daß Schiller gerade aus seiner eigensten Gesinnung heraus, wenn er den entfesselten Schacher der kapi-

talistischen Welt erblicken könnte, abermals seine wehmütige Klage anstimmen würde:

Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg.
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

So ist die erste Bedingung, um ein geschichtliches Verständnis Schillers zu erwerben, Freiheit von allen bürgerlichen Vorurteilen. Die Welt, worin er lebte, ist längst versunken, und wer sich vorspiegeln muß, als sei sie noch lebendig, der muß von Irrtum zu Irrtum taumeln. Anders, wer im Lichte der historischen Weltanschauung, die der modernen Arbeiterklasse eignet, auf Schillers Leben und Lebenswerk zurückblickt.

Ihm entschleiert sich leicht, was daran vergänglich war, aber strahlend tritt ihm jene Hoheit der Gesinnung entgegen, die fortzeugend nur noch in der Arbeiterklasse wirkt und ihr die sicherste Bürgschaft ihres Sieges gibt.

Was für Schiller immer getrennt blieb, Ideal und Leben, ist untrennbar verbunden in dem Werke des proletarischen Emanzipationskampfes, das, aus aller menschlichen Bedürftigkeit geboren, dem prophetischen Worte des Dichters entgegenreift:

Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

I.

Jugendjahre.

Geburt und Abstammung.

Friedrich Schiller wurde in Marbach, einem kleinen Städtchen des damaligen Herzogtums Württemberg, am 10. November 1759 geboren. Seine Großeltern von väterlicher wie von mütterlicher Seite gehörten dem ehrsamen Bäckergewerbe an, und seine Mutter, eine bescheidene, einfache und gutherzige Frau, ist auch aus dem engen Gedankenkreise des damaligen Handwerks niemals herausgetreten. Aber Schiller war nicht, wie Goethe und Herder, ein „mütterliches“ Kind, sondern, wie Lessing, der Sohn seines Vaters, der ihm die Bahn des Lebens gebrochen hat, im Guten und auch im Schlimmen.

Johann Kaspar Schiller war ein begabter, energischer und in seinen jüngeren Jahren auch wohl abenteuerlustiger Mann, ein Stück von einem Glückssoldaten, der, bei einem Klosterbarbier in der Wundarzneikunst ausgebildet, im Jahre 1745 mit einem bayrischen Husarenregiment als Feldscher in die Niederlande zog. Es war in den Kriegen um Maria Theresias Erbe, doch die Sache, um die gefochten wurde, focht den jungen Mitläufer nicht an; als ihn französische Truppen gefangen nahmen, tat er bei ihnen, zunächst zwar nach der barbarischen Sitte der Zeit erzwungene, aber dann doch auch willige Dienste, bis er wieder von den Oesterreichern gefangen genommen und in sein altes Husarenregiment zurückgesteckt wurde. Wie die Fahne, so wechselte er auch die Kunst; er hing die Feldschererei zuzeiten gern an den Nagel, um auf Unternehmungen auszureiten und Beute zu gewinnen.

Groß war nun freilich die Beute nicht, die er nach dem Aachener Frieden in die Heimat zurückbrachte: 200 Gulden bar, einen Gaul und einen ungarischen Sattel mit völligem Zeug. Damit traf er im Frühling 1749 in Marbach ein und stieg im Wirtshause zum Goldenen Löwen ab, das der Bäcker Kodweiß unterhielt. Dessen sechzehnjährige Tochter Elisabetha Dorothea führte er dann bald als seine Gattin heim und übte als friedlicher Bürger von Marbach mehrere Jahre seine ärztliche Kunst aus. Aber wie er auch

das Heiraten durchaus von der praktischen Seite betrachtete, so hatte er sich arg verrechnet; es zeigte sich, daß seines Schwiegervaters „so beträchtlich geschienene Finanzen" ganz zerrüttet waren. Da überkam ihn die alte Lust an Abenteuern noch einmal, und er nahm württembergische Kriegsdienste, nicht als Feldscher, sondern als Fourier, mit einem Monatssolde von sechs Gulden.

So gab er sich in die Hand des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, eine Hand, die auf dem Leben seines einzigen Sohnes schwer gelastet hat.

Württembergische Zustände.

Das Königreich Württemberg ist heute ein sehr bescheidener Mittelstaat, aber das Herzogtum Württemberg, aus dem es entstanden ist, war im achtzehnten Jahrhundert noch viel kleiner; es umfaßte noch nicht zweihundert Geviertmeilen und zählte etwa eine halbe Million Einwohner. Immerhin erschien es wie eine Art Großstaat in dem schwäbischen Reichskreise, wo die deutsche Zersplitterung ihren höchsten Grad erreichte und sich einige neunzig Reichsstände, vier geistliche und dreizehn weltliche Fürsten, dreißig Reichsstädte, zwanzig Abteien und eine Anzahl Reichsgrafschaften, ungerechnet zahllose Reichsritter, in ein Gebiet von 729 Geviertmeilen teilten.

Mehr aber, als durch seine verhältnismäßige Größe im schwäbischen Reichskreise, zeichnete sich Württemberg im heiligen römischen Reiche deutscher Nation durch seine Verfassung aus. Sie bestand in jenem „alten guten Recht", von dem Uhland später so beweglich gesungen und von dem noch vor Uhland der berühmte englische Staatsmann Fox in allem Ernste gemeint hat, es gebe in Europa nur zwei Verfassungen, die den Namen verdienten, die englische und die württembergische. In der Tat war die Macht des Herzogs von Württemberg wesentlich eingeschränkt durch die Rechte der Stände, mit denen die deutschen Despoten sonst ziemlich aufgeräumt hatten, außer in Mecklenburg und eben in Württemberg. Jedoch unterschieden sich diese beiden Ausnahmen wieder dadurch, daß in den mecklenburgischen Ständen das Junkertum regierte, während es in den württembergischen Ständen gar nicht vertreten war. Die schwäbischen Junker hatten es vorgezogen, sich als Reichsgrafen oder Reichsritter reichsunmittelbar zu machen, so daß die württembergischen Stände aus 14 Vertretern der Geistlichkeit und 68 von den Magistraten gewählten Vertretern der Städte und Aemter bestanden, was ihnen einen sozusagen modernen Anstrich gab.

Indessen feudale Stände bleiben immer feudale Stände. Die Magistrate der Städte und Aemter waren ein erbgesessener, zünftig beschränkter Klüngel, der sich schroff in sich selbst absperrte, und der alte ehrliche Schlosser kam der Wahrheit näher, als die Bewunderer der württembergischen Verfassung, wenn er meinte, Württemberg habe an allen Uebeln der aristokratischen und der monarchischen Gewalt gelitten. Der Landtag trat selten zusammen; seine Befugnisse lagen in den Händen des großen und des kleinen Ausschusses, von denen der kleine Ausschuß beständig tagte und sich selbst ergänzte. Er verwaltete die landschaftliche Steuerkasse nach freiem Ermessen und trieb im Interesse des bürgerlichen „Herrenstandes"

eine unbeschränkte Gevatterschaftspolitik. Selbst der Held und Märtyrer dieser Stände, Johann Jacob Moser, verschloß sich der Einsicht nicht, daß die Mitglieder einzig darauf bedacht seien, die alten Mißbräuche zu erhalten, ihre Anverwandten auf Kosten des Landes zu versorgen und sich jeder Reform mit allen Kräften zu widersetzen. Ueber die geistlichen Mitglieder der Stände urteilte Moser nicht günstiger, als über die bürgerlichen. Württemberg war der Hauptpfeiler des Protestantismus im südlichen Deutschland; seine Landeskirche hatte sich das gesamte Besitztum der katholischen Kirche zu erhalten gewußt und gebot über die Einkünfte von 450 Ortschaften. Sie prägte dem geistigen Leben der Bevölkerung ihren Stempel auf und hielt auf ein gewisses Maß von Bildung, soweit es ihren Interessen entsprach. Die Klosterschulen in Urach, Blaubeuren und Maulbronn hatten kaum einen geringeren Ruf, als die sächsischen Fürstenschulen, und nächst dem kursächsischen galt der schwäbische Kandidat als der beste Hauslehrer. Auch die Landesuniversität Tübingen und in erster Reihe ihr theologisches Stift erfreute sich eines großen Rufes. Allein auch dieser erträglichste Teil der ständischen Wirtschaft war längst in schweren Verfall geraten, und Moser klagte, daß die württembergischen Prälaten die Universität Tübingen nicht weniger verwüsteten, als die bayrischen Jesuiten die Universität Ingolstadt.

Es ist nicht sowohl ein Lob, als ein Tadel für die württembergischen Herzöge, mit der Landschaft, wie sich die Stände nannten, nicht gründlich aufgeräumt zu haben. Der moderne Absolutismus war selbst in der traurig verkümmerten Form, wie er sich in dem zersplitterten Deutschland nur hat entwickeln können, ein historischer Fortschritt gegen das feudale Ständewesen. Respekt vor Gesetz und Recht hinderte sie am wenigsten; „unsere Fürsten sind immer böse Kerle gewesen“, pflegten die Altwürttemberger mit naivem Stolze zu sagen. Aber der Typus jenes Herzogs Ulrich, dem die Stände im Tübinger Vertrage von 1514 ihre Gerechtsame abgetrotzt hatten — unter gemeinsamem Verrat des Armen Konrads, der gegen die Bedrückungen Ulrichs aufständigen Bauern — herrschte unter seinen Nachfahren vor: ein Typus, den Hutten in flammenden Reden gebrandmarkt hat. Es war ein blutsaugerisches, verschwenderisches, in allen Ausschweifungen und Lastern sich wälzendes, aber politisch unfähiges Geschlecht, das den Ständen niemals den miles perpetuus, das unbeschränkte Recht der Steuererhebung und der Rekrutenaushebung, zu entreißen wußte. Nur der Herzog Friedrich nahm im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts einen Anlauf dazu, starb aber, ehe er zum Ziele gelangte, und sein Kanzler Enslin büßte auf dem Schafott für den Versuch, die Rechte der Landschaft angetastet zu haben.

Der dreißigjährige Krieg verwüstete das Land aufs ärgste. Gleichwohl begann jetzt eine Mißwirtschaft der Herzöge, die ziemlich anderthalb Jahrhunderte währte und nur ein paarmal durch vormundschaftliche Regierungen gemäßigt wurde. Diesen Beutelsbachern fehlte gar sehr, was bei den Wittelsbachern in München und Mannheim, bei den Welfen in Hannover und Braunschweig, bei den Wettinern in Dresden und Weimar doch hin und wieder auftauchte, ein Bewußtsein ihrer fürstlichen Pflichten, ein Interesse an dem Gemeinwohl, eine Sorge für Kunst und Wissenschaft, und sei es

auch nur zu dem Zwecke, ihren Hof mit einem berühmten Namen zu schmücken. Die württembergischen Dynasten waren Wüstlinge in jedem blöden, wie in jedem nichtsnutzigen Sinne des Worts: Eberhard III., von dem sein eigener Hofprediger schon fünf Jahre nach dem Schlusse des dreißigjährigen Krieges klagte, daß ein unerhörter Luxus des Hofes verzehre, was dem armen ausgesaugten Volke noch ausgepreßt werden könne; dann Eberhard Ludwig, der von der Metze Grävenitz jahrzehntelang das Land ausplündern ließ; weiter Karl Alexander, unter dem der Jude Süß die schamlosesten Erpressungen betrieb.

Dieser Karl Alexander, der aus einer Seitenlinie auf den Thron gelangte, hatte lange in österreichischen Kriegsdiensten gestanden und war katholisch geworden, weshalb ihn die Landschaft mit höchstem Mißtrauen betrachtete, solange er in Stuttgart regierte. Er soll auch eine Gegenreformation geplant haben, hatte aber noch keine öffentlichen Anstalten dazu gemacht, als er im Jahre 1737 plötzlich starb. Er hinterließ eine Witwe, eine berüchtigte Kurtisane der damaligen Zeit, und drei unmündige Knaben, die anfangs in Stuttgart, dann aber in Berlin erzogen wurden. Es geschah mit Bewilligung und eher wohl noch auf Betreiben der Stände, die ein begreifliches Interesse daran hatten, mit dem größten protestantischen Hofe in gutem Einvernehmen zu stehen, wie denn auch der preußische König Friedrich, der eben zur Regierung gelangt war, alles Interesse daran hatte, sich den größten protestantischen Staat in Süddeutschland zu verpflichten. Weniger einverstanden war der älteste der drei Knaben selbst, und um ihn sich zu verbinden, ließ ihn Friedrich bereits im Alter von sechzehn Jahren, im Jahre 1744, durch den damaligen wittelsbachischen und von Friedrich abhängigen Kaiser Karl für großjährig erklären, sandte ihn mit einem schriftlichen, von weisen Ratschlägen triefenden Prinzenspiegel als fertigen Herzog nach Stuttgart zurück und verlobte ihn obendrein mit seiner Nichte, der einzigen Tochter seiner Lieblingsschwester von Bayreuth.

Jedoch erwies er sich dabei als ebenso schlechter Menschenkenner, wie ein paar Jahrhunderte früher der Kaiser Maximilian, der den sechzehnjährigen Herzog Ulrich ebenfalls für großjährig erklärt und mit seiner Nichte vermählt hatte. Wie Herzog Ulrich, so lohnte Karl Eugen seinem Wohltäter sehr übel. Anfangs zwar sah sich die Sache leidlich an, da der junge Mensch die vormundschaftliche Regierung weiter wirtschaften ließ und sich damit begnügte, die Erträge seines großen Kammerguts durchzubringen. Mit dem Essen kam aber der Appetit und im Jahre 1752 begann der Herzog schon, Blut und Leben seiner „Untertanen“ an eine auswärtige Macht zu verhandeln; er schloß auf sechs Jahre einen sogenannten Subsidienvertrag mit Frankreich, worin er sich verpflichtete, gegen jährliche Zahlung von 325000 Livres sechstausend Mann zur steten Verfügung des französischen Hofes zu halten. Das beste an dem schmählichen Handel war noch, daß der Herzog das Sündengeld verpraßte, ohne seine Verpflichtung zu erfüllen, allein er brauchte immer mehr, um seine wachsenden Lüste zu befriedigen, und so begann er in der Mitte der fünfziger Jahre ein Willkürregiment, das die nicht geringen Leistungen seiner glorreichen Ahnen auf diesem Gebiete weit überflügelte.

Insbesondere richtete er sich, nachdem er sich von seiner Gemahlin getrennt hatte, einen großen Harem ein, den er nicht nur mit den kostspieligsten Buhldirnen aus Frankreich und Italien bevölkerte, sondern auch aus den Töchtern des Landes gewaltsam ergänzte, unter furchtbaren Strafandrohungen für jede Widersetzlichkeit der Familien, denen er die Frauen und Töchter raubte, sobald sie sein sultanisches Wohlgefallen erregt hatten.

Inzwischen brach im Jahre 1756 der siebenjährige Krieg aus. Frankreich verlangte seine gekauften Truppen, die nicht da waren. Zugleich stand von vornherein fest, daß die Landschaft ihre zu einer Truppenaushebung notwendige Genehmigung unter keinen Umständen erteilen würde, da der Krieg gegen das protestantische Preußen bei der gesamten Bevölkerung verhaßt war. Jedoch fand der Herzog in dem Hauptmann Rieger ein geeignetes Werkzeug für eine gewaltsame und widerrechtliche Massenaushebung. Ursprünglich Jurist und Auditeur in einem preußischen Regiment, war Rieger ein herrschsüchtiger, hochmütiger und zwar persönlich unbestechlicher, aber im Despotendienste zu jeder Gewaltsamkeit und Niederträchtigkeit bereiter Mann. Er verstand den Menschenraub zu organisieren, indem er die jungen Männer nachts aus ihren Betten reißen oder während des Gottesdienstes in der Kirche überfallen ließ. Als der so gepreßte Haufen aus Stuttgart ausrücken sollte, meuterte er mit Hilfe der Stuttgarter Bürgerschaft und lief auseinander, so daß von 3200 Mann nur 400 bei der Fahne blieben. Indessen wußte Rieger einen großen Teil wieder zusammenzubringen, indem er Generalpardon für sofortige Rückkehr verhieß und die schwersten Strafen für beharrliches Fortbleiben androhte. Sobald die Truppe erst auf dem Marsche war, wurden wiederholte Meutereien durch summarisches Erschießen der Rädelsführer erstickt. Daneben liefen aber massenhafte Desertionen einher, und der spärliche Rest, der endlich zum österreichischen Heere stieß, gab in der Schlacht bei Leuthen das erste Signal zur Flucht.

Darüber erbost, wollten die Oesterreicher von diesen Mitkämpfern nichts mehr wissen, und im Jahre 1758 wurde das württembergische Kontingent in die französische Armee untergesteckt. Der sechsjährige Subsidienvertrag lief damit ab, aber Herzog Karl erbot sich, für das Jahr 1759 nun gar noch zwölftausend Mann zu stellen, natürlich gegen höhere Subsidien — im ganzen hat er neun Millionen Livres von Frankreich bezogen — und unter der Bedingung, daß er den Oberbefehl führe, da ihm seine Ehre verbiete, unter einem französischen Marschall zu dienen. Der Pariser Hof ging auf den Vorschlag ein und Rieger mußte wieder eine gewaltsame Massenaushebung unter den grausamsten Mißhandlungen der Bevölkerung veranstalten. Auch diesmal kam er zum Ziele, wenn die neue Mannschaft auch erst Ende Oktober 1759 marschfertig wurde.

Vorher war es noch zum völligen Bruche zwischen dem Herzog und den Ständen gekommen. Sie protestierten gegen die unausgesetzten Eingriffe in ihre Rechte, wurden aber durch den Grafen Montmartin, den sich der Herzog als Minister zugelegt hatte, einen geschmeidigen und ränkevollen, dabei auch — im Gegensatze zu Rieger — feigen und feilen Höfling beschieden, daß sie unbedingten Gehorsam zu leisten hätten. Im Sommer 1759 ver-

langte der Herzog die Auslieferung der landschaftlichen Steuerkasse und ließ sie einfach, als die Stände sich dagegen sträubten, mit militärischer Gewalt wegnehmen. Dabei verhaftete er den Rechtskonsulenten der Landschaft, J. J. Moser, mit eigener Hand und ließ ihn in die Bergveste Hohentwiel eintürmen. Hier saß der alte Mann, der überall in Deutschland wegen seiner großen Gelehrsamkeit und seines redlichen Charakters geachtet war, in tiefer Gefängnisnacht, blutiges Fleisch und Eingeweide seine Kost, faules Wasser voll ekelhaften Gewürms sein Getränke, zur Winterszeit fast das Mark in den Gebeinen erfrierend. Die Landschaft aber, für die er litt, zeigte auch bei dieser Gelegenheit die Gebrechlichkeit einer feudalen Körperschaft: sie trat erst spät und nicht eben energisch für Moser ein.

Nach dieser Heldentat zog der Herzog ins Feld, doch wurde er schon, kaum einen Monat nachdem er ausgerückt war, als er am 30. November 1759 in Fulda einen Ball geben wollte, um die Niederlage der preußischen Waffen bei Maxen zu feiern, durch den Erbprinzen von Braunschweig überfallen und mußte einen wahrhaft falstaffmäßigen Rückzug antreten. Nun hatte auch Frankreich an diesem Bundesgenossen genug und erneuerte den Subsidienvertrag nicht mehr. Ein letzter Versuch des Herzogs gelang dann noch einmal bei Oesterreich, das im Jahre 1760 für 11000 Mann württembergischer Truppen die Bagatelle von 50000 Gulden zahlte und daneben oder vielmehr in der Hauptsache versprach, daß der Reichshofrat in Wien taube Ohren für die Klagen der Stände haben werde. Allein als der Herzog nun gegen Sachsen und Thüringen hin aufbrach, wurde es weniger ein Kriegs-, als ein Raubzug, der sich wieder in allgemeine Heiterkeit auflöste, als Karl Eugen bei Köthen von seinem jüngsten Bruder Friedrich Eugen, der preußischer General geworden war, mit leichter Mühe in die wildeste Flucht gejagt wurde. Nun war mit der Seelenverkäuferei auch nicht einmal mehr ein Heller zu verdienen, obgleich dieser deutsche Landesvater deshalb nicht nur an die französische und die österreichische, sondern auch an die englische und die spanische Tür pochte.

Immer aber hatte er die Soldatenspielerei nicht satt und unterhielt noch im Jahre 1762 eine Truppenmacht von 14000 Mann, darunter 18 Generale, 6 General- und 7 Flügeladjutanten, 22 Obersten, alles in allem 735 Offiziere. Die Kosten wurden durch immer gesteigerte Pressung des Landes herausgeschlagen. Montmartin war unerschöpflich in der Erfindung widergesetzlicher Steuern und fand dabei gleich raffinierte Gehilfen, wie Lorenz Wittleder, dessen Spezialitäten ein ehrloser Aemterschacher und freche Angriffe auf den Kirchenkasten waren. Dagegen gerieten sich Montmartin und Rieger als Hauptnebenbuhler um die Gunst des Despoten in die Haare. Durch gefälschte Briefe wußte Montmartin beim Herzoge den Verdacht zu erwecken, daß Rieger mit dem Prinzen Friedrich Eugen heimliche Beziehungen unterhalte. Im November 1762 wurde eines Tages der ahnungslose Rieger auf dem Paradeplatz in Stuttgart verhaftet — durch Montmartin und den Herzog selbst, der gern den eigenen Henkersknecht spielte — und ohne Untersuchung und Urteil nach den Hohentwiel geschleppt, wo er mehr als vier Jahre in einem unterirdischen Gewölbe, ohne ein Menschenantlitz zu sehen, gefangen

gehalten wurde. Erst 1767 kam er wieder frei, auf Verwendung der Stände, die, wie es scheint, für einen ihrer schlimmsten Peiniger größeres Interesse gehabt haben, als für ihren Vorkämpfer Moser.

Zu dieser Zeit hatten die württembergischen Dinge aber überhaupt eine andere Wendung genommen.

Kinderzeiten.

In den tragikomischen Feldzügen des Herzogs war auch Schillers Vater mitmarschiert. Er half, wie die bürgerliche Literarhistorie rühmend meldet, „in treuer Hingabe" die meuternden Truppen bändigen. So rückte er schnell zum Fähnrich auf, und dann auch zum Leutnant, nachdem er, ein frommer Mann, in den böhmischen Winterquartieren nach der Schlacht bei Leuthen seine Leute „in einiger Religionsverfassung" gehalten und auch seine alten Feldscherkünste wieder hervorgesucht hatte, als eine bösartige Seuche im Lager ausbrach.

In der langen Zeit, die Rieger brauchte, um im Jahre 1759 die neuen zwölftausend Mann als französisches Kanonenfutter zu pressen, lag der Leutnant Schiller in einer Garnison unweit Marbachs und kam häufig mit seiner Gattin zusammen. Sie trug ein Kind unterm Herzen, als Ende Oktober endlich der Ausmarsch erfolgte, und es heißt, daß die Vorzeichen der Geburt sie überrascht hätten, als sie im Lager von Ludwigsburg erschienen sei, um sich von ihrem Manne zu verabschieden. Allein wenn gesagt worden ist, daß der Ungeborene schon den kriegerischen Hall der Waffen vernommen habe, so war die herzoglich württembergische Sorte „kriegerischen Halls" wenig dazu angetan, den Dichter des Wallenstein zu erwecken. Ungleich nüchterner und trauriger klingt es, ist aber leider ebenso viel wahrscheinlicher, daß die Angst und Sorge der Mutter um das unruhige Kriegsleben des Vaters die Schwächlichkeit des Knaben verursacht habe, der am 10. November 1759 geboren wurde. So bezeugt seine ältere Schwester, die ihn um mehr als vierzig Jahre überlebt hat, wie denn auch die Eltern ein hohes Alter erreichten.

Seine ersten Lebensjahre verlebte der kleine Friedrich unter der alleinigen Obhut der Mutter, die in ärmlichen Verhältnissen hauste; als Wächter des Niklastores in Marbach fristete der verarmte Gastwirt Kodweiß ein kümmerliches Dasein. Auch blieb Schmalhans noch Küchenmeister, als sich Ende 1763 die Gatten wieder vereinigten und ihren Wohnsitz in dem Dorfe Lorch an der württembergischen Grenze nahmen. Der nunmehrige Hauptmann Schiller war hierher als Werbeoffizier kommandiert worden. Man hat ihn deshalb zu entschuldigen gesucht und namentlich gesagt, er habe anfangs nicht gewußt, daß die geworbenen Truppen an Holland zum Dienst in überseeischen Kolonien verkauft werden sollten, und sich, sobald es bekannt wurde, mit Unlust zu dem traurigen Geschäft hergegeben. Jedoch ist dies Gerede nur charakteristisch für den blinden Eifer der bürgerlichen Literarhistoriker, die gleich mit dem Beschönigungspinsel losfahren, weil sie einmal von Schubarts Kapliede und Schillers Kabale und Liebe gehört haben.

Der Menschenschacher, den der Herzog mit Holland trieb, fiel erst zwanzig Jahre nach dem Werbedienste des Hauptmanns Schiller in Lorch,

und an diesem Dienst als solchem nahm damals kein Offizier irgend welchen Anstoß. Auch der zarte Frühlingssänger v. Kleist hat als preußischer Offizier den Menschenfang in der Schweiz ohne alle Gewissensbisse betrieben und deshalb selbst Lessings Freundschaft nicht eingebüßt. Im übrigen ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß der Werbeoffizier Schiller kein großes Unheil angerichtet hat, denn zum Werben gehörte Geld, und er hat in dieser Lorcher Zeit bei den ewigen Geldnöten des Herzogs selbst sein bißchen Gehalt nur saumselig oder auch gar nicht erhalten.

Eher fällt ein Schatten auf ihn durch die „treue Hingabe“, die er im siebenjährigen Kriege dem herzoglichen Dienste geleistet hat, und durch die Gnade, die er bei Rieger genoß, den er zum Taufpaten seines Sohnes wählen durfte. Doch der tüchtige Kern seines Wesens arbeitete sich durch alle Wirrnis einer elenden Zeit hindurch, und obgleich er sogar noch dem herzoglichen Dienste eine gedeihliche und gemeinnützige Tätigkeit abgewinnen sollte, so ist er von Anfang an für seinen Stammhalter auf ein besseres Los bedacht gewesen. In Lorch entwickelten sich die ersten Charakterzüge des Knaben in einer Weise, die auch wir noch erkennen können. Die Plage der Eltern minderte nicht die Lust der Kinder, die sich, wie die Schwester den Bruder noch kurz vor seinem Tode erinnerte, in Lorch „vorzüglich wohl“ befanden. Landschaftliche Reize verknüpften sich hier mit historischen Erinnerungen. Lorch ist eine altrömische Niederlassung, in seiner unmittelbaren Nähe erhob sich die Stammburg der Hohenstaufen, und in seiner Umgebung trat dem Knaben zuerst die katholische Welt leibhaftig entgegen. Hier empfing er von einem würdigen Pfarrer den ersten Unterricht und hier verkündete sich seine erste Neigung, den geistlichen Beruf zu ergreifen. Nicht als ob er ein Duckmäuser und Kopfhänger gewesen wäre, aber aufgeweckt, gutherzig, munter, lustig unter lustigen Gespielen, wie er war, hatte er seine nachdenklichen und träumerischen Stunden, und früh prägte sich ein lehrhafter Zug in ihm aus, indem er von einem Stuhle wie von einer Kanzel herab seine Bibelsprüche und Gesangbuchverse predigte.

Diese Neigung des siebenjährigen Knaben haben die Eltern durchaus gehegt und gepflegt, die Mutter wie der Vater, dem neben aller Frömmigkeit die Erwägung nahe getreten sein mag, daß ein württembergischer Prälat auch in weltlichen Landessachen mehr bedeute, als ein halb verhungerter Werbeoffizier. Als er Ende 1766 in ein Ludwigsburger Regiment versetzt wurde, brachen freundlichere Tage für die Familie herein, aber das Leben in der Fürstenresidenz änderte für Friedrich nichts an dem, was in dem idyllischen Lorch herangereift war. Ludwigsburg gehörte zu jenen künstlichen Stadtgründungen, in denen sich im 18. Jahrhundert die Launen der kleinen Despoten gefielen. Der Herzog Eberhard Ludwig hatte die Stadt wenige Jahrzehnte vorher erbaut, um die Stuttgarter zu strafen, weil sie seiner Dirne Grävenitz nicht die gebührende Reverenz erwiesen; nach seinem Tode halb schon wieder verfallen, wurde sie von Karl Eugen von neuem aufgebaut, ebenfalls um das unbotmäßige Stuttgart zu züchtigen. Gerade in den sechziger Jahren sah Ludwigsburg all die zuchtlose Verschwendung des schwäbischen Sultans, seinen Hofstaat von zweitausend Personen, darunter

zweihundert Edelleute, zwanzig Prinzen und Reichsfürsten, seinen Marstall von achthundert Pferden, seine italienischen Sänger und Tänzer, seine Bälle, Konzerte, Redouten, Schlittenfahrten, Illuminationen, Feuerwerke und Jagden. Dabei gab die dürftig zusammengeflickte Stadt, in der manches Gebäude schon zusammenbrach, ehe es noch unter Dach gebracht worden war, den passenden Hintergrund ab für die trügerische Herrlichkeit.

Alles das hat der Knabe Schiller sechs Jahre lang mit angesehen, und es blieb seinem Gedächtnis unverloren. Doch hat, wenn der Bericht seiner Schwester nicht irrt, die italienische Oper auch zuerst sein lebhaftes Interesse für das Theater erweckt; den Offizieren war der freie Eintritt gestattet, und zur Belohnung seines Fleißes durfte der kleine Fritz den Vater mitunter begleiten. An dem geistlichen Berufe machte ihn sein kindliches Theaterspielen aber nicht irre, so wenig wie die strenge Orthodoxie, die ihm auf der Lateinschule in Ludwigsburg eingebläut wurde. Er machte diese Schule mit gutem Erfolge durch, als ein Zögling, der vortreffliche Hoffnungen erwecke, und war eben reif, in eine Klosterschule aufzurücken, als ihn ein Schlag traf, der ihn in ein neues Geleise warf.

Auf der Karlsschule.

Mit dem Jahre 1770 hatte der Krieg zwischen dem Herzog und den Ständen sein Ende erreicht; in dem Erbvergleiche dieses Jahres wurden die Rechte der Landschaft von neuem verbrieft, unter der Bürgschaft der protestantischen Mächte England, Dänemark und Preußen.

Eben diese Mächte hatten dem Reichshofrat in Wien eingeheizt, bis er dem landverwüstenden Treiben des Herzogs eine gewisse Schranke zog. Besonders der alte Fritz nahm mit allem Nachdruck seine Revanche für die stupide Bosheit, womit ihn Karl Eugen bekriegt hatte; er sandte einen Bevollmächtigten nach Stuttgart mit dem Befehl, bei der geringsten Schwierigkeit einen hohen Ton anzuschlagen und scharfe Zähne zu zeigen, und seinen Gesandten in Wien ließ er erklären, daß er, wenn der Reichshofrat nicht eine „prompte und unparteiische Erkenntnis“ fälle, „solche Maßregeln vorkehren würde, wodurch denen Ständen und dem armen Lande Hilfe und Erleichterung geschafft werden könnten.“ Bereits ein Jahr nach dem Frieden setzte er die Freilassung Mosers durch, zwei Jahre darauf gab der durchtriebene Halunke Montmartin das Spiel verloren, und im Jahre 1770 kapitulierte der Herzog selbst, zumal da ihm der völlige Ruin des Landes kaum noch eine Wahl ließ.

Immerhin wurde er nur durch eine gewisse Schranke eingeengt, und wie die Städte nicht aus eigener Kraft gesiegt hatten, so erwiesen sie sich auch unfähig, seinem Unwesen gründlich zu steuern. Es gibt keine Schandtat, die der Herzog vor 1770 begangen und nach 1770 nicht wiederholt hätte. Die Eintürmung Mosers fand ein noch ruchloseres Seitenstück in der Eintürmung des Dichters Schubart, den der Herzog 1777 durch falsche Vorspiegelungen über die Grenze locken und dann zehn Jahre lang auf dem Hohenasperg mißhandeln ließ, ohne Urteil und Recht; man weiß heute noch nicht einmal genau, aus welchem Grunde; jedenfalls aber nur, weil Schubart

irgend ein Wort geäußert hatte, das dem Herzog oder seiner Maitresse mißfiel. Auch die Seelenverkäuferei aus dem siebenjährigen Kriege wiederholte sich in wo möglich noch infamerer Form, als der Herzog 1786 einen Subsidienvertrag mit der holländisch-ostindischen Kompanie schloß, durch den er gegen eine jährliche Summe von 65000 Gulden ein Infanterieregiment und eine Artilleriekompanie zum Dienst am Kap verkaufte. Außerordentliche Geldforderungen, Eingriffe in die Verfassung, Auferlegung ungesetzlicher Lasten hörten nicht auf, auch der Aemterschacher nicht, so feierlich der Herzog sich durch sein „bündigstes, heiligstes Fürstenwort" verpflichtet hatte, den schmählichen Unfug zu unterlassen. Selbst daß er seinen Harem verabschiedete und sich fortan mit einer Favoritin begnügte, einer adeligen Person, die er durch den Kaiser zur Reichsgräfin von Hohenheim ernennen ließ, war an sich noch kein Zeichen von Besserung; im Gegenteil fürchteten die deutschen „Untertanen" des achtzehnten Jahrhunderts, aus ihrer in diesem Punkte ungemein reichen und vielseitigen Erfahrung, das einschläfrige Maitressenwesen noch weit mehr als das vielschläfrige. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Hohenheim die Einkerkerung Schubarts veranlaßt hat; jedenfalls stand die Dirne mit ihrem Buhlen hohnlachend dabei, als Schubart in ein dunkles Verließ des Hohenaspergs gestoßen wurde.

Nicht sowohl eine bessere, als eine andere Richtung nahmen die perversen Neigungen des Herzogs an, als sie sich nach dem Einspruche der protestantischen Mächte nicht mehr ganz ungehindert austoben konnten. In wüsten Ausschweifungen früh gealtert, versuchte er die Rolle eines aufgeklärten und philosophisch denkenden Despoten zu spielen; im Jahre 1778 erließ er, an seinem fünfzigsten Geburtstage, ein Manifest, worin er seine Sünden bekannte und für die Zukunft besser zu regieren versprach. „Württembergs Glückseligkeit soll von nun an und für immer auf der Beobachtung der ächtesten Pflichten des getreuen Landesvaters gegen seine Untertanen und auf dem zärtlichsten Gehorsam der Diener und Untertanen gegen ihren Gesalbten beruhen." Am eigentümlichsten kennzeichnete sich die „Besserung" des Herzogs in der Wendung, die seine Soldatenspielerei nahm. Er konnte jetzt nur noch eine Kriegsmacht von drei- bis viertausend Mann unterhalten, die freilich immer noch von zwei Generalleutnants und acht Generalmajoren befehligt wurde; dafür gründete er 1770 auf der Solitüde, einem Lustschlosse in der Nähe von Ludwigsburg, ein Militärwaisenhaus, das er schnell zu einer Militärpflanzschule und dann zu einer Herzoglichen Militärakademie erweiterte, später sogar vom Kaiser mit den Rechten einer Universität versehen ließ und Hohe Karlsschule taufte.

Trotz ihres anfänglichen militärischen Namens sollte diese Anstalt nicht nur Offiziere, sondern auch Beamte und Künstler heranbilden. So weit ein sozusagen politischer Gedanke bei ihrer Gründung mitspielte, war sie als Gegengewicht gegen die Landesuniversität in Tübingen geplant, die unter dem Einfluß der Landschaft stand. Sie sollte der herzoglichen Gewalt einen Stamm blind ergebener Werkzeuge erziehen. Schubart nannte sie eine „Sklavenplantage", und eben dies war sie; Leben und Unterricht der Zöglinge war nicht nur nach der strengsten militärischen Disziplin geregelt,

sondern die jungen Leute wurden geradezu wie Gefangene gehalten; sie bekamen nie einen Tag Ferien, durften keinen unkontrollierten Briefwechsel mit der Außenwelt führen, sogar ihre Eltern nur in Gegenwart von Aufsehern sprechen. Unter den Schülern selbst wurde jeder kameradschaftliche Sinn zu ersticken gesucht; sie mußten sich gegenseitig ausspionieren und zerfielen in Kavaliers, Offizierssöhne, Honoratiorensöhne und Bürgerliche, über denen allen dann zur Auszeichnung der dienstwilligsten Subjekte noch eine Klasse von Großrittern eingerichtet wurde. Hündische Kriecherei vor dem Herzoge war das belebende Prinzip der Anstalt, und an ihr tobte er nun seine despotischen Narreteien in dem Maße aus, wie sie ihm sonst eingeschränkt worden waren.

So auch preßte er die Zöglinge, wie ehedem die Rekruten im siebenjährigen Kriege, und unter den Opfern, die er gewaltsam dem Schoß ihrer Familie entriß, befand sich der dreizehnjährige Friedrich Schiller. Vergebens protestierte der Vater unter Berufung darauf, daß sein Sohn den geistlichen Beruf zu erwählen gedächte und eine theologische Fakultät an der Militärakademie nicht bestände; er wurde mit dem Bescheid abgewiesen, daß der Knabe dann Rechtswissenschaft studieren könnte. Als herzoglicher Offizier mußte sich der Vater schließlich fügen und durfte noch froh sein, daß der Herzog versprach, den gezwungenen Zögling nach dem Austritt aus der Akademie besser zu versorgen, als im geistlichen Stande möglich sein würde. Am 16. Januar 1772 wanderte der junge Schiller in die Karlsschule, und erst acht Jahre später, gegen Ende des Jahres 1780, hat er sie verlassen.

Mit dem Studium der Rechtswissenschaft hat er sich nicht lange aufgehalten, es war ihm zu trocken und ungenießbar. Sobald eine medizinische Fakultät eingerichtet wurde, trat er in sie über; es geschah im November 1775, als die Anstalt nach Stuttgart verlegt wurde, das sich durch eine tüchtige Handsalbe die „Versöhnung“ mit dem Herzoge erkauft hatte. Zu gleicher Zeit, wo Schiller die Solitüde verließ, siedelten seine Eltern dahin über; der Vater wurde zur Leitung einer großen Baumschule berufen und genoß nun nach allen Wechselfällen seines bewegten Lebens als geschickter und erfolgreicher Baumzüchter noch ein paar friedliche Jahrzehnte.

Um so bedrängter gestaltete sich das Leben des Sohnes. Alle Schönfärberei beseitigt die Tatsache nicht, daß er sich im Joche der „Sklavenplantage“ die Schultern wund gescheuert hat. Wohl hat er der Karlsschule, als sie nach dem Tode ihres Gründers aufgelöst wurde, das bedingte Verdienst zugesprochen, in Stuttgart künstlerisches und wissenschaftliches Interesse verbreitet zu haben, doch sind die anerkennenden Worte, die er über den eben gestorbenen Karl Eugen zu einem ehemaligen Mitschüler gesprochen haben soll, von diesem loyalen Schwaben entweder mißverstanden oder verdreht worden; sie stehen in schrofffstem Gegensatze zu der verächtlichen Gleichgültigkeit, womit Schiller in einem gleichzeitigen Briefe „den Tod des alten Herodes“ verzeichnet. Er hat niemals ein Gefühl der Dankbarkeit für den Despoten gehabt, der über ihn „eine traurige düstere Jugend“, eine „wahnsinnige Methode der Erziehung“ verhängt hatte; die pädagogischen Trödeleien des Herzogs hat er treffend und noch milde genug mit den Worten gekenn-

zeichnet: „Der gegenwärtige Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei, Menschen zu drechseln und es Deukalion gleichzutun (mit dem Unterschiede freilich, daß man aus Menschen nunmehr Steine macht, wie jener aus Steine Menschen), verdiente es mehr als jede andere Ausschweifung der Vernunft, die Geißel der Satire zu fühlen."

Von dem Leben Schillers auf der Karlsschule ist verhältnismäßig wenig bekannt geworden. Was einige seiner Mitschüler darüber berichtet haben, rührt erst aus der Zeit nach seinem Tode her, ist also aus einer um Jahrzehnte zurückliegenden Erinnerung geschrieben und hat geringen Wert, zumal da keiner seiner damaligen Genossen über eine biedere Mittelmäßigkeit emporragte. Der tüchtigste von ihnen war wohl der spätere Generalleutnant Scharffenstein, mit dem Schiller auch am nächsten befreundet gewesen ist. Wichtiger, als alle diese Mitteilungen, sind die urkundlichen Zeugnisse, die sich von der Hand des Karlsschülers selbst erhalten haben.

Das älteste davon gibt zugleich eine Probe von den schmählichen Erziehungspraktiken des Herzogs. Er legte im Jahre 1774 den Zöglingen eine Beichte über sich und ihre Kameraden auf. Ob er Gottesfurcht hege, wie er über den Herzog und seine Lehrer denke, ob er mit sich und seinem Schicksal zufrieden sei — diese und ähnliche Fragen hatte jeder Zögling schriftlich zu beantworten, nicht nur über sich, sondern auch über seine Genossen. Der fünfzehnjährige Schiller hat sich leidlich genug aus der argen Falle gezogen, mit einem gewissen Maße von Weltklugheit, das im Knaben schon den kommenden Mann ankündigt. In seiner Beichte fehlt es nicht an manchem altklugen und vorlauten Wort, aber im ganzen urteilt er mit mildem Wohlwollen über seine Leidensgenossen, und ihrem eigenen Urteile über ihn beugt er mit der vorsorglichen Wendung vor: „Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen." Sich selbst klagt er an: „Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden, aber ist es denn notwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte?" Er entschuldigt sich mit körperlichen Leiden, wenn er von seinen „schönen Gaben" noch nicht den Gebrauch gemacht habe, den ihm seine Pflicht auferlege, und nicht zum wenigsten nimmt es für den kleinen Kerl ein, daß er dem gefürchteten Despoten keck ins Gesicht wiederholt, wie viel glücklicher er sein würde, wenn er nicht als Rechts-, sondern als Gottesgelehrter seinem Fürsten und Vaterlande dienen könne.

Die Berichte, die seine Mitschüler bei diesem Anlaß über ihn erstattet haben, heben in großer Uebereinstimmung seine Neigung zur Dichtkunst und namentlich zur tragischen Poesie hervor. Dagegen gehen sie auseinander, indem die einen ihn lebhaft und munter, die anderen schüchtern und in sich zurückgezogen nennen. Was sich in diesen zwiespältigen Urteilen wiederspiegelt, war ein Zwiespalt in Schillers Wesen selbst.

Einen ungleich ungünstigeren Eindruck als jene Beichte des Knaben, machen einige Festreden des nun doch schon um vier oder fünf Jahre älteren

Jünglings. Auch sie wurden durch den Herzog erzwungen, der pomphafte Spektakelstücke in der Karlsschule liebte; nicht um ihre Zöglinge dafür zu entschädigen, daß er ihnen alle Freuden der Jugend raubte, sondern um sich und seine Kebse schamlos beweihräuchern zu lassen. So ist auch der arme Schiller gepreßt worden, im Januar 1779 und 1780 zum Geburtstage der Hohenheim diesen Tugendspiegel mit blödem Bombast über die Tugend und ihre segensreichen Folgen zu feiern; der zwanzigjährige Jüngling, der in nächtlicher Weile über einem revolutionären Drama brütete, mußte die dreißigjährige Dirne anstammeln: „Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schamrotmachenden Heuchelrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt) — nein, mit der offenen Stirn der Wahrheit kann ich auftreten und sagen: Sie ists, die liebenswürdige Freundin Karls — Sie, die Menschenfreundin! — Sie, unser aller besondere Freundin! Mutter! Franziska!“ Auch seinen Pegasus mußte er mehr als einmal vor „Franziskens holdem Himmelsbild“ scharren und springen lassen.

Was die Karlsschule wissenschaftlich für Schiller gewesen ist, verraten die beiden Abhandlungen, durch die er zeigen sollte, wie er ihren Kursus durchschmarutzt habe, die eine über die Philosophie der Physiologie, die andere über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Die erste, aus dem Jahre 1779, ist nur in einem handschriftlichen Bruchstück erhalten, da sie nicht zum Drucke zugelassen wurde, weil sie noch zu viel jugendliches Feuer zeige; auf diese Arbeit hin entschied der Herzog, daß Schiller noch ein Jahr auf der Akademie zu bleiben habe. Die andere, aus dem Jahre 1780, ist durch den Druck veröffentlicht worden; sie verschaffte ihrem Verfasser endlich die lang ersehnte Freiheit.

Mit seinen medizinischen Fachkenntnissen berühren sich beide Arbeiten nur mittelbar; ihr Schwerpunkt liegt in ihren philosophischen Erörterungen. Sie zeigen den jungen Denker schon inmitten eines Problems, das ihn wieder und wieder beschäftigen sollte, weit über die Zeit hinaus, wo er auf den Bänken der Karlsschule saß, — ja im Grunde bis an das Ende seines Lebens. Die „Mittelkraft“, die er in der Philosophie der Physiologie als das Verbindungsglied zwischen Geist und Materie entdeckt, die „Mittellinie der Wahrheit“, die er in der anderen Abhandlung gefunden haben wollte, im „Gleichgewicht zwischen den beiden Lehrmeinungen“, von denen die eine die Materie über den Geist, die andere den Geist über die Materie stellt — sie sind die ersten Versuche, einen Dualismus zu überwinden, den Schiller niemals überwunden hat, und es ist bezeichnend genug, daß diese Versuche trotz ihrer übereinstimmenden Tendenz doch hin und her schwanken, der erste mehr nach der spiritualistischen, der zweite mehr nach der materialistischen Seite hin.

Unter diesem Gesichtspunkte haben die beiden Abhandlungen heute noch ein großes Interesse. Sonst aber stellen sie dem wissenschaftlichen Unterrichte der Karlsschule das dürftigste Zeugnis aus und enthüllen an ihrem Teile die ganze Hohlheit des liebedienerischen, selbst noch von Treitschke wiederholten Geredes, daß Karl Eugen, um den freien Gedanken des neuen Jahrhunderts gegenüber der starren Theologie des Tübinger Stiftes den Einzug

in Württemberg zu verschaffen, die Karlsschule gegründet habe, durch deren verweltlichte Wissenschaft der Ruhm der alten Hochschule ganz verdunkelt worden sei. Allerdings konnte der Herzog aus Angst vor den Ständen keine katholische und aus Haß gegen die Stände keine evangelische Theologiefakultät an der Karlsschule errichten, aber was er dafür an ihr heimisch machte, war eine seichte Popularphilosophie, eine Sammlung von Gemeinplätzen, die halb nach Leibniz und Wolff, halb nach Shaftesbury und Ferguson schielten und sich schließlich in ein paar Redensarten von Glückseligkeit und Tugend erschöpften, von der Glückseligkeit, die Herzog Karl seinen „Söhnen" in der Karlsschule spendete, und von der Tugend, die seine Maitresse Franziska strahlend in sich verkörperte.

Eben diese Arbeiten Schillers, von denen auch die abgewiesene nach dem Urteile des Herzogs ein „recht großes Subjektum" verriet, offenbaren einen gänzlichen Mangel an jener wissenschaftlichen Schulung, die zu geben die eigentliche Aufgabe einer wissenschaftlichen Schule ist. Um den Mangel auszugleichen, hat Schiller später kostbare Jahre, Jahre der blühendsten Manneskraft, opfern müssen, und er selbst hat bitter genug die Verkümmerung seiner spekulativen Anlagen durch die Karlsschule beklagt. „Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, ich habe keine philosophische Schule gehört, und wenig gedruckte Schriften gelesen", schreibt er fünf Jahre später, und wieder drei Jahre später bekennt er, daß ihn das Gefühl seiner Armseligkeit nie so überkomme, wie bei philosophischen Arbeiten. Er habe so wenig über diese Materie gelesen und es seien so viele vortreffliche Schriften darüber vorhanden, die man sich ohne Schamröte nicht anmerken lassen könne, nicht gelesen zu haben. Etwa zur Zeit, wo Schiller so schrieb, verließen das Tübinger Stift zwei Jünglinge, deren Namen man nur zu nennen braucht, um zu zeigen, was Schiller durch die Karlsschule verloren hat: sie hießen Hegel und Schelling.

Und dennoch — als Schiller endlich erlöst war, und einen Jugendgespielen aus Lorch traf, der den gemeinsamen Jugendplan, in Tübingen Theologie zu studieren, hatte ausführen dürfen, meinte er lachend: „Was wäre ich denn? Ein Tübingisches Magisterchen." Allein der so sprach, war nicht der Zögling der Karlsschule, sondern der Dichter der Räuber.

Die Räuber.

Der Hang zur Dichtkunst und namentlich zur tragischen Poesie, den Schillers Mitschüler an ihm beobachteten, hat sich klammernd emporgerankt an dem erstickenden Despotismus, der auf seiner Jugend lastete. Schiller selbst wünschte seinem ersten Schauspiele nur darum Unsterblichkeit, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt gesetzt habe; er fügte hinzu, wenn ihn von allen unzähligen Klagschriften gegen die Räuber eine einzige treffe, so sei es die, daß er zwei Jahre vorher sich angemaßt habe, Menschen zu schildern, ehe ihm noch einer begegnet sei.

Damit ist schon gesagt, daß die Räuber unter dem Sternbilde literarischer Muster geboren worden sind. Doch macht Schiller selbst darüber auch noch die

nähere Angabe: „Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurfe seiner Schilderung wählte ... Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder, nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch seine Grundzüge dem Plutarch und Cervantes, die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakespearischer Manier in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamiert sind." Cervantes kommt in diese Reihe durch den edlen Räuber Roque, den er im Don Quichote schildert; tiefer war der Einfluß Shakespeares auf Schiller, so sehr dieser im Anfange durch die „Kälte und Unempfindlichkeit" des englischen Dichters abgestoßen wurde, am tiefsten der Einfluß Rousseaus, der die Aufmerksamkeit des jungen Poeten auf Plutarch lenkte. Alle diese Muster waren in der Karlsschule keine Kontrebande, auch Rousseau nicht, nach dessen pädagogischen Grundsätzen der Bruder und spätere Nachfolger des Herzogs seine Tochter erziehen ließ; an diesen Prinzen Ludwig Eugen von Württemberg richtete Rousseau das Schreiben, das mit den berühmten Worten begann: Wenn ich das Unglück hätte, als Prinz geboren zu sein ...

Andere Sterne, die der Geburt der Räuber geleuchtet haben, konnten nur einen verstohlenen, aber um so lockenderen Schimmer in die alte Reiterkaserne hinter dem Stuttgarter Schlosse werfen, wo militärische Wachtposten die Karlsschüler vor jeder Berührung mit den freien Gedanken des neuen Jahrhunderts absperren sollten. Die siebziger Jahre, die Schiller hinter diesen Mauern schmachten mußte, waren das Jahrzehnt von Lessings Emilia Galotti und Nathan dem Weisen, von Goethes Götz und Werther, von Bürgers Lenore, waren das Jahrzehnt des deutschen Sturmes und Dranges.

Die europäische Kultur stand vor einer großen Wendung. Die feudale Welt, vom kapitalistischen Maulwurf seit Jahrhunderten untergraben, brach rettungslos zusammen; das bürgerliche Zeitalter dämmerte herauf. Es brauste und gärte in den Gemütern; der frische Hauch eines weltgeschichtlichen Morgengrauens weckte sie wie aus den dumpfen Banden des Schlafes; sie jauchzten der neuen Sonne entgegen, deren erste Strahlen den Horizont zu färben begannen. Aber umgekehrt, wie in der Natur, ging diese Sonne im Westen auf, und den Deutschen leuchtete sie erst von fern. Ihre traurige Geschichte legte ihnen das Verhängnis auf, nur im Gedanken und im Liede den neuen Weltentag zu begrüßen, nur auf literarischem Gebiete ihre Revolution zu schlagen. Indem Goethe die Dichtungen schuf, die dem deutschen Sturme und Drange sein Gepräge gaben, wandte er sich verächtlich und verstimmt von den Schriften des französischen Materialismus ab, den kecken Sturmvögeln der großen Revolution.

Ein kräftiger Hauch dieser literarischen Revolution drang auch durch die eisernen Tore der Karlsschule, namentlich als sie nach Stuttgart übergesiedelt war. In der einsamen Solitüde war Schiller noch der „Sklave" Klopstocks gewesen; in Stuttgart wurde Goethe sein „Gott". Trotz aller Wachsamkeit der Aufseher war die literarische Kontrebande der „Sklavenplantage" nicht fern zu halten; je härter sich der Druck spannte, um so geschickter entwickelte sich der Schmuggel. In einem Kreise gleichgesinnter Genossen, deren literarischer Trieb dann freilich schnell verwelkt ist, verschlang Schiller die neue

Literatur: nicht nur zu den Sternen ersten Ranges blickte er auf, sondern auch und fast mehr noch zu den Trabanten, die von diesen Sternen ihr Licht empfingen und heute ganz erloschen sind. Es war die natürliche Entwicklung des Jünglings, dessen ästhetischer Geschmack sich erst klären und reifen mußte.

Er bewunderte Goethes Werther, aber mit dessen thränenselig-plattem Nachfahren Siegwart konnte er über den Lilien, die er sich in Scherben am vergitterten Fenster zog, stundenlang schwärmen. So berichtet seine spätere Schwägerin und erste Biographin, offenbar nach seiner eigenen Erzählung, und seine Jugenddramen zeigen, daß ihn tiefer, als Goethes Götz, die Dichtungen aus Goethes Freundeskreise beeinflußt haben, die Dramen von Klinger, Lenz und Heinrich Leopold Wagner. Noch nach Jahrzehnten hat Schiller die unauslöschlichen Jugendeindrücke bezeugt, die er von Klinger erhalten habe; Klinger habe zu denen gehört, die auf seinen Geist zuerst und mit Kraft eingewirkt hätten. Das gilt aber nicht nur von Klinger, den Goethe selbst stets als „festen, treuen, derben Kerl wie keinen" hochgehalten hat, sondern auch von dem genialeren Lenz, selbst von Wagner, den Goethe im Grunde nur als „guten Gesellen von keinen außerordentlichen Gaben" gelten lassen wollte. In ähnlicher Weise erkannte der junge Schiller zwar, daß Lessing unendlich besser beobachte, als Leisewitz, aber Julius von Tarent rührte ihn mehr, als Emilia Galotti; er scheint das eigentliche Lieblingsstück seiner Jugend gewesen zu sein. Auch Schubart stand ihm näher als Bürger, wobei freilich wohl die schwäbische Landsmannschaft mitwirkte. Als wandernder Rhapsode hatte Schubart die Gesänge Klopstocks in den schwäbischen Provinzen bekannt gemacht und sich dann zu Wieland gewandt, wie sich auch Schiller und seine Freunde zu der Ansicht bekehrten, Wieland habe für Menschen geschrieben und so müsse man ihn lieben, während man für Klopstock erst zu schwärmen brauche, wenn man „überm Strome drüben" sei.

Von Schubart hat Schiller nun auch die Fabel seines Schauspiels entnommen: die Geschichte zweier feindlicher Brüder, ein Lieblingsthema der Zeit, das Klinger und Leisewitz ebenfalls als dramatischen Konflikt gewählt hatten. Einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens wollte Schubart geben: in Karl und Wilhelm, den Söhnen eines Edelmanns, stellte er die genial überschäumende Kraft, die leichtherzig drauf los lebt, dem nüchternen Alltagsmenschen gegenüber, der fromme Strenge heuchelt, um desto ruchloser zu sündigen. Durch Lug und Trug sperrt Wilhelm dem reuigen Bruder das Herz des Vaters, so daß Karl ins Elend wandern muß. Doch in seiner Knechtsgestalt als Holzhacker im bäuerlichen Dienste, rettet er den Vater, der im Walde von verlarvten Gestalten überfallen wird, von Banditen, die Wilhelm gedungen hat. Schubart läßt seine Geschichte versöhnlich ausklingen: Karl erhellt das Alter des Vaters als liebevoller Sohn, während Wilhelm seine Schande in einem verborgenen Winkel verbergen darf, als Haupt einer Sekte von Zeloten.

Bereits im Jahre 1777 war Schiller auf die Erzählung aufmerksam geworden und hatte sie zu dramatisieren begonnen, zur Zeit, wo er das letzte Hemde und den letzten Rock um einen dramatischen Stoff hingegeben hätte; Schubart selbst hatte sie einem Genie preisgegeben, eine Komödie oder

einen Roman daraus zu machen. So wie wir die Räuber kennen, sind sie jedoch erst im Jahre 1780 entstanden, im letzten Jahre, das Schiller auf der Karlsschule zubrachte, nachdem die souveräne Laune des Herzogs ihm nochmals die Freiheit geraubt und den lange gehäuften Groll schwerer Jahre zur hellen Flamme geschürt hatte.

Mit echt dramatischem Griff führt der Dichter sogleich mitten in die Handlung; sobald sich der Vorhang hebt, sehen wir das tückische Spiel des jüngeren Bruders Franz, der dem Vater den reuigen Brief Karls unterschlägt und seinen Zorn gegen den abwesenden Sohn durch ein Machwerk von eigener Hand steigert. Seine Erfindungen sind plump und vermessen genug, seine Intriguen abenteuerlich, grob und romanhaft; der Vater, der an sie glaubt, erscheint nicht so wohl schwach und zärtlich, als einfältig und kindisch. Alles das hat Schiller selbst in einer Kritik seines Schauspiels hervorgehoben und damit schon im Anfange seines dramatischen Schaffens bekundet, was Goethe später von ihm gesagt hat, daß er um eine ins einzelne gehende Motivierung unbekümmert gewesen sei. So auch steht das Motiv, wodurch Schiller den Zwist der Brüder über Schubarts Vorlage hinaus verschärfen will, die Liebe zu demselben Mädchen, auf schwachen Füßen; „ich habe mehr als die Hälfte des Stückes gelesen", meinte der Kritiker Schiller, „und weiß nicht, was das Mädchen will, noch was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahne auch nicht, was etwa mit ihm geschehen könnte." In der Tat dient Amalia nur dazu, die dramatische Handlung äußerlich vorwärts zu bewegen; die einzige weibliche Gestalt des Dramas ist auch seine einzige Gestalt, die ganz mißlungen ist; als der Dichter sie schuf, war er „unbekannt mit dem schönen Geschlecht"; er sagt von der Karlsschule: „Die Tore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein." So beruht die Tragödie Schillers, wie die Erzählung Schubarts, ganz auf den entgegengesetzten Charakteren der Brüder, aber der tiefe Griff, womit Schiller diese Charaktere umgestaltet hat, gibt seiner Dichtung die tragische und auch die revolutionäre Kraft.

Er selbst sagt, einen überlegenden Schurken, wie Franz Moor, auf die Bühne zu bringen, heiße mehr gewagt, als das Ansehen Shakespeares, des größten Menschenkenners, der einen Jago und Richard erschaffen habe, irgend entschuldigen könne. Er stimmt den Kritikern zu, die sofort die Frage aufwarfen, wie ein Jüngling, der im Hause einer friedlichen, schuldlosen Familie aufgewachsen sei, eine so herzverderbliche Philosophie bekommen könne? „Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen: ich glaub' es nicht." In der Tat lebt Franz Moor nur dadurch, daß der Dichter ihn mit seinem eigenen Odem beseelt hat. Die materialistischen Sophismen und Zynismen, womit Franz seine Greueltaten vor seinem Gewissen zurechtlegt, sind ebenso wie die erschütternde Vision des Jüngsten Gerichts, die ihn zusammenwirft, von Schiller erlebt worden; an den Verbrechen seines Geschöpfes löste er die Zweifel, die seine reine Seele fort und fort beunruhigten. Ohne ein tiefes Interesse für die materialistische Welt-

anschauung konnten die Monologe des Franz nicht geschrieben werden, aber wie die erschütternde Vision des Bösewichts, so zeigt noch manche andere Szene, und im Grunde das ganze Drama, daß Schiller noch tief in biblischen Anschauungen und Vorstellungen lebte. Ja, sie triumphieren schließlich, mehr durch das Genie des Dichters, als durch seinen Willen. Denn davon war er freilich weit entfernt, jene Karikatur eines „Freigeistes“ wiederherzustellen, die Lessing schon dreißig Jahre früher verhöhnt hatte, und als sein eigener Kritiker sprach er offen aus, daß die Räsonnements, mit denen Franz Moor sein Lastersystem aufstutze, das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums seien, daß die Begriffe, die sie voraussetzten, ihn vielmehr hätten veredeln sollen.

Immer ist in Franz Moor nur der revolutionäre Zweifel des Dichters lebendig geworden, in Karl Moor aber flammt und leuchtet seine revolutionäre Begeisterung. Auch ihn sehen wir gleich in seiner ersten Szene, wie er leibt und lebt, in all seinem Ekel vor dem öden Elend einer verkommenen Welt und all seinem überschäumenden Freiheitspathos: „Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, belecken den Schuhputzer, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden und hudeln dem armen Schelm, den sie nicht fürchten ... Nein, ich mag nicht daran denken. Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus.“ Allein Karl Moor wäre kein richtiger Vertreter der deutschen Geniezeit, wenn seinem ungestümen Tatendrange nicht die weiche Empfindsamkeit im Nacken säße. Kaum hat er ein Heer Kerls von seinem Schlage verlangt, um aus Deutschland eine Republik zu machen, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen, als er dem Gefährten, der diesen Gedanken aufgreift und ausspinnt, von sich weist: „Glück auf den Weg! Steig du auf Schandsäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen.“ Erst als die Intriguen seines Bruders ihn glauben lassen, daß sein Vater ihn verstoße, schilt er sich einen Toren, der ins Käficht zurück wollte. „Mein Geist dürstet nach Taten, mein Atem nach Freiheit, — Mörder, Räuber! — mit diesem Wort war das Gesetz unter meine Füße gerollt.“ Aber immer noch genügt ein schöner Sonnenuntergang, um aus dem „großen Räuber“ einen „heulenden Abbadona“ zu machen.

Dennoch war Karl Moor nicht nur ein echtes Kind der deutschen Geniezeit, sondern auch ihr größter Sohn. Nicht wie Goethes Götz in entschwundenen Jahrhunderten, nicht wie die Helden der Klinger und Leisewitz auf fremder Erde, mitten durch die deutsche Gegenwart ging er mit den Schritten eines Niebesiegten und strafte die feige Schurkerei der herrschenden Klassen. Wem standen nicht die Montmartin und die Wittleder vor Augen, als der Räuber Moor sich rühmte: „Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu seinem ersten Günstling emporgeschmeichelt, der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel — Tränen der Waisen

huben ihn auf. Diesen Demant zog ich einem Finanzrat ab, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Türe stieß." Und als Karl Moor den furchtbaren Schwur tat an dem Hungerturm, dem das Skelett seines Vaters entstieg, da entstiegen mit gleich furchtbarer Anklage die Skelette der Moser und Schubart dem Hungerturm, in den sie der Herzog von Württemberg geworfen hatte. In Tirannos — gegen die Tyrannen — stand unter der Titelvignette des aufsteigenden Löwen, die später eine Ausgabe der Räuber schmückte, aber noch nie hatte der Löwe des Sturmes und Dranges seine Pranke so drohend gegen die deutschen Tyrannen erhoben.

Wie der Dichter dem Helden und seinem Gegenspieler aus Eigenem mit vollen Händen spendete, so nahm er die Gestalten der Räuber aus der kleinen Welt, die er wirklich kannte. Was er an seinen Mitschülern beobachtete, übertrug er auf die Spiegelberg, Schweizer, Roller, Grimm, Kosinsky, von denen er bei aller Schärfe seiner Selbstkritik sagen durfte: „Jeder hat etwas Auszeichnendes, jeder das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu interessieren, ohne ihm Abbruch zu tun." Unbillig hart aber urteilte er über die dramatische Handlung, indem er nach der ersten Aufführung schrieb: „Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht; er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zähe sein." Im Gegenteil haben sich die Räuber als ein unverwüstliches Theaterstück erwiesen, bis auf den heutigen Tag, so fremd uns die Stimmung geworden ist, aus der sie entstanden, so seltsam uns oft ihre Sprache tönt, deren gewaltige Hyperbeln doch noch immer von heißer Leidenschaft beben.

Gewiß ist das Schauspiel keine einheitliche Schöpfung; es ist in einzelnen Szenen entstanden, wie sie dem Dichter aufgingen, wie sie heimlich, hinter dem Rücken der Aufseher und Lehrer, in nächtlicher Weile aufs Papier geworfen wurden; es fehlt nicht an lahmen Auftritten, die nur ersonnen worden sind, um die Kette der Handlung herzustellen, und der Dichter sagt auch nicht ganz mit Unrecht, daß sein Werk in der Mitte erlahme. Nach den ersten Aufzügen, in denen die Handlung Schlag auf Schlag aufsteigt, bis zum Triumphe des Franz über den Scheintod des Vaters, bis zu dem Kampfe in den böhmischen Wäldern, wo der Dichter das Leben der Räuber in all seiner Gemeinheit und all seiner Gräßlichkeit doch zu heldenhafter Größe zu erheben weiß, spannt die elegische Stimmung des dritten Aufzuges ab, und nur ein äußerlicher Notbehelf, die Episode Kosinskys, dessen traurige Geschichte den Räuber Moor an sein verlorenes Liebesglück erinnert, setzt einen neuen Hebel in die Handlung ein. Dann aber erhebt sie sich, mächtiger denn je, im vierten und fünften Aufzuge, in dem gewaltigen Auftritte Karl Moors am Hungerturm, in dem zermalmenden Gericht, das über Franz hereinbricht, Szenen, von denen mit gutem Fuge gesagt worden ist, daß sie in Schillers gesamtem Drama nichts an tragischer Kraft übertreffe.

Erst am Schlusse des Schauspiels sinkt die Handlung wieder. Es ist Räuberromantik im schlechten Sinne des Wortes, wenn Karl Moor seine Geliebte tötet, um sich von der Treue loszukaufen, die er seiner Bande schuldet, und es ist Verbrechertragik in nicht höherem Sinn, wenn er sich selbst den Gerichten ausliefert, die ihn aufs Rad flechten werden. „O über mich Narren, der ich wähnte, die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu erhalten. Ich nannte es Rache und Recht, aber — o eitle Kinderei — da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Abgrundes und erfahre mit Zähneklappern und Heulen, daß zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden." Den Bau der sittlichen Welt, zu deren Pfeilern ein Herzog Karl Eugen mit seinen Montmartin und Wittleder gehörte!

Aber so verfehlt dieser tragische Schluß war, er war symbolisch für den deutschen Sturm und Drang.

Der Regimentsmedikus.

Die Befreiung Schillers von dem Zwange der Karlsschule wurde ihm durch eine neue Büberei des Herzogs vergällt. Ohne jede Angabe von Gründen brach Karl Eugen das Versprechen, das er dem Vater Schillers gegeben hatte, den Sohn besser zu versorgen, als durch das theologische Studium möglich gewesen wäre; er steckte ihn vielmehr als Regimentsmedikus in ein verachtetes Infanterieregiment, mit einem Monatsgehalt von 18 Gulden und dem Verbote jeder Privatpraxis. Es war eine überaus ärmliche Stellung, weit ärmlicher, als sie der Vater Schillers in seiner Feldscherzeit bekleidet hatte. Nicht einmal die Quaste zum Degen erhielt der neue Regimentsmedikus, so daß er den Leutnants untergeordnet war, mit denen gemeinsam er vordem den Unterricht der Karlsschule genossen hatte.

Einer von diesen, Schillers guter Freund Scharffenstein, hat die tragikomische Gestalt gezeichnet, in der sich der Dichter der Räuber nun täglich, nach dem Besuche des Lazarettes, auf dem Paradeplatz in Stuttgart präsentierte. Lang aufgeschossen, in engen Gamaschen einherschreitend wie ein Storch, eingezwängt in die abgeschmackte Uniform nach altpreußischem Schnitt, drei steife, vergipste Rollen an jeder Seite des Kopfes, auf dessen Wirbel ein kleiner Hut schwebte, während im Nacken ein dicker langer Zopf baumelte und der sehr lange Hals in einer sehr schmalen Binde steckte, dunkelrotes Haar, breite Stirn, tiefliegende dunkelgraue Augen mit entzündeten Lidern, eine dünne, knorplige, in scharfem Winkel hervorspringende Nase, blasse, eingefallene, mit Sommersprossen übersäte Wangen, ein ausdrucksvoller Mund mit vorspringender Unterlippe, eine kreischende unangenehme Stimme —, „dieser ganze mit der Idee von Schiller so kontrastierende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unseren kleinen Kreisen". Aber der ehrliche Freund setzte hinzu: „Der ganze Kopf, der mehr geistermäßig als männlich war, hatte etwas Bedeutendes, Energisches", und obgleich er dem alten Schulkameraden und nunmehrigen Untergebenen auch „die mindeste Eleganz in der Tournüre" absprechen mußte, so bekannte er doch freimütig: „Ich erstaunte, und mein Geist beugte sich vor der imponierenden Superiorität Schillers. Dieser kurzen Epoche, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Bildung sehr viel."

In den „kleinen Kreisen“, von denen Scharffenstein spricht, tobte sich nun Schillers jugendlicher Mut nach langer Entbehrung aus. Groß war der Raum immer noch nicht, worin er sich bewegen konnte, denn ohne Erlaubnis des Generals, der sein Regiment befehligte, durfte er die Stadt nicht verlassen, nicht einmal seine Eltern auf der nahen Solitüde besuchen. Aber wo ihn das Schild eines Adlers oder Ochsen zu einem guten Tropfen lockte, da war er gern heimisch; er hat manchen kräftigen Trunk mit fröhlichen Gesellen getan, und sein burschikoses Leben regte sogar die kleinstädtische Klatschsucht auf. Darum kümmerte sich das junge Genie wenig, aber empfindlicher war der nachdrückliche Protest, den sein dünner Geldbeutel einlegte. Da er seine ärztliche Kunst nur an einigen Krüppeln erweisen konnte, so suchte er literarischen Erwerb an ein paar Blättchen, die in Stuttgart erschienen, und auch durch sein Schauspiel wollte er den „allgewaltigen Mammon“ locken, „dem die Herberge unter seinem Dache gar nicht anstand“. Doch darf man das in übermütiger Laune hingeschriebene Wort nicht so auffassen, als ob ihm sein großer Erstling gut genug gewesen wäre, um kleine Kneipenschulden zu tilgen. „Wir wollen ein Buch machen, das absolut vom Schinder verbrannt werden muß“, pflegte er zu Scharffenstein zu sagen, und Scharffenstein selbst traf das Richtige, wenn er sogar bestritt, daß Schiller es mit den Räubern auf literarischen Ruhm abgesehen habe. Er habe vielmehr ein starkes, freies, gegen die Konventionen ankämpfendes Gefühl der Welt bekennen wollen; wäre er kein großer Dichter geworden, so wäre für ihn keine Alternative gewesen, als ein großer Mensch im aktiven öffentlichen Leben zu werden.

Durchaus würdig des revolutionären Gedichts waren die Schicksale, die es dem Dichter eintrug; sie warfen ihn auf rauhen Wegen aus einem kümmerlichen Dasein heraus. Da Schiller keinen Verleger fand und das Schauspiel doch unaufhaltsam ans Licht drängte, so gab er es auf eigene Kosten heraus; die paar hundert Gulden, die er zu diesem Zweck auftrieb, haben ihn auf lange Jahre das Leben verbittert. Während des Druckes fand er aber schon einen Verleger, den angesehenen Buchhändler Schwan in Mannheim, der sich lebhaft für das Werk interessierte, als er die ersten Aushängebogen durch Schiller erhielt; es ist nicht recht klar, weshalb ihm der Dichter nicht gleich das Manuskript angeboten hat. Schwan war ehedem ein Freund Lessings gewesen und ein Mann von literarischem Geschmack; er hatte einen Blick für den genialen Wurf der Räuber, trug die Aushängebogen brühwarm zum Reichsfreiherrn von Dalberg, dem Intendanten des Mannheimer Theaters, und hielt mit seinem guten Rat gegen Schiller nicht zurück, der dafür keineswegs taub war. Denn er war ganz frei von Autoreneitelkeit und hat es mit seinen Arbeiten immer ernst genommen.

So milderte und strich er noch an den fertigen Druckbogen und entkleidete die Vorrede des kraftgenialischen Tones, den er zuerst darin angeschlagen hatte. Es war gewiß nicht seine ganz ehrliche Meinung, wenn er das Schauspiel durch seinen Inhalt von den Bühnen verbannt sah, aber es war auch nicht bloß taktische Vorsicht in der Art, wie er den „Pöbel“ behandelte, worunter er keineswegs die Gassenkehrer allein verstanden wissen wollte.

„Zu kurzsichtig, mein Ganzes auszureichen, zu kleingeistisch, mein Großes zu begreifen, zu boshaft, mein Gutes wissen zu wollen, wird er, fürcht' ich, fast meine Absicht vereiteln, wird vielleicht eine Apologie des Lasters, das ich stürze, darin zu finden meinen, und seine eigene Einfalt dem armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeiniglich alles, nur nicht Gerechtigkeit, widerfahren läßt." Schiller räumte seiner Schrift, wegen ihrer merkwürdigen Katastrophe, einen Platz unter den moralischen Büchern ein. Das Laster nehme den Ausgang, der seiner würdig sei; der Verirrte trete wieder in das Geleise der Gesetze; die Tugend gehe siegend davon. „Wer nur so billig gegen mich handelt, mich ganz zu lesen, mich verstehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, daß er — nicht den Dichter bewundere, aber den rechtschaffenen Mann in mir hochschätze." Es ist bei alledem subjektive Wahrheit in dieser Erklärung, denn damals und noch auf lange hinaus betrachtete Schiller die Bühne als eine moralische Anstalt.

Die Räuber erschienen anonym, aber der Name des Verfassers wurde bald bekannt. Sein Buch machte ein ungeheures Aufsehen; so kühn hatte noch keiner den literarischen Stürmer und Dränger gesprochen. Und binnen Jahresfrist erschien es nun auch auf der Bühne, der besten Bühne, die es damals in Deutschland gab. Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz war ein prachtliebender und verschwenderischer Despot, wie der Herzog von Württemberg, aber doch nicht so nichtswürdig und roh, wie dieser, und durch Voltaire, mit dem er korrespondierte, ein wenig aufgeklärt. In Mannheim, das ebenso wie Ludwigsburg eine neugeschaffene Fürstenresidenz war — ein Trutz-Heidelberg, wie jenes ein Trutz-Stuttgart — hatte er eine Bibliothek und ein Antikenkabinett angelegt, eine Deutsche Gesellschaft gegründet und auch zu einem deutschen Theater sollte Rat werden, um aus Mannheim den „Sitz des guten Geschmacks" zu machen. Man hatte deshalb mit Lessing verhandelt, doch scheiterten diese Bemühungen in der kläglichen Weise, die aus Lessings Leben bekannt ist, ganz so wie es Schubart in seinem schwäbischen Kraftstil vorausgesagt hatte: „Wenn es nur nicht rasch-auflodernes Feuer ist, das gleich wieder erstickt, sobald ein Französlein die Hosenfall aufmacht und drein pißt." Statt Lessings kam ein landläufiger Komödiant aus Frankreich; „lachen Sie", schrieb Schwan im April 1777 an Lessing, „Marchand erhält 18000 Gulden, damit er die dicke Amme sei, die das mächtige Wiegenkind, die deutsche Nationalbühne, womit die Pfalz so lange schwanger geht, zur Geburt helfe. Heiliger Gott, was muß man erleben! Mit Lessing fängt man an und mit Marchand hört man auf." Jedoch in demselben Jahre noch starb die bayrische Linie der Wittelsbacher aus, und Karl Theodor siedelte nach München über; er nahm seinen Marchand mit und verfügte im September 1778, daß zur Entschädigung Mannheims für den Verlust der Hofhaltung ein Mannheimer Nationaltheater errichtet werde, zu dessen Intendanten er den Reichsfreiherrn von Dalberg ernannte. Dalberg war Dilettant, aber nicht ohne Eifer für die Aufgabe, die ihm gestellt war; als der Herzog von Gotha nach dem Tode Eckhofs sein Hoftheater auflöste, gewann Dalberg mit raschem Entschluß die jungen Schauspieler aus Eckhofs Schule, die nun freigeworden waren, Boek, Beil, Iffland, Beck, und er war

nicht minder gut beraten, als er sich entschloß, die Räuber aufzuführen, an deren szenischer Darstellung selbst ihr Dichter zweifelte.

Freilich geschah es nicht ohne manche Weitläufigkeiten. Dalberg wünschte Aenderungen und Milderungen mancherlei Art, auf die Schiller zum Teil einging und eingehen konnte, da er das Schauspiel ohne jede Rücksicht auf die Bühne entworfen hatte. Doch hatte Dalberg nicht nur ästhetische, sondern auch politische Bedenken; namentlich wollte er die Handlung um ein paar Jahrhunderte zurückdatiert, aus den Tagen des siebenjährigen Krieges in die Zeit des Landfriedens von Kaiser Maximilian verlegt haben, wogegen sich der Dichter heftig sträubte, wenn auch auf die Dauer nicht mit Erfolg. Er klagte: „Allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauspielen anfangen, was es will, der Autor muß sichs gefallen lassen." So mußte er auch zu anderen Eigenmächtigkeiten Dalbergs schweigen, und selbst die Aenderungen, zu denen er sich bereit finden ließ, schädigten die Dichtung im ganzen mehr, als sie ihr im einzelnen nachhelfen mochten. Und nun gar das „Avertissement", das Schiller auf Dalbergs Wunsch für den Theaterzettel entwarf, unterstrich in fast marktschreierischer Geschmacklosigkeit den moralischen Charakter des Dramas.

Am 13. Januar 1782 fand die erste Aufführung statt. Sie sollte um 5 Uhr beginnen, aber schon am Mittag strömten die Zuschauer herbei, nicht aus Mannheim allein, sondern auch aus Darmstadt und Heidelberg, Frankfurt und Mainz. Boek spielte den Karl, Iffland den Franz Moor. In der Szene am Hungerturm entschied sich der mächtige Erfolg. „Das Theater glich einem Irrenhaus", schrieb ein Augenzeuge, „rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Schreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Tür. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht." Mitten darin aber saß Schiller, unerkannt; er war bei Nacht und Nebel aus Stuttgart entwichen, um diesen großen Sieg zu feiern; die Reisekosten ersetzte ihm das Theater im Betrage von 44 Gulden; sonst erhielt er kein Honorar.

Nun ging nochmals eine gewaltige Wirkung von den Räubern aus, obgleich ihr Triumphzug über die deutschen Bühnen von mancher Leidensstation unterbrochen wurde. In einzelnen Städten hinderte die Theaterzensur die Aufführung, so in Danzig und Wien; sogar den Weimarischen Hofschauspielern wurde noch im Jahre 1800, als Goethe und Schiller in Weimar auf der Höhe ihres Schaffens standen, die Aufführung in Lauchstädt verboten. In Leipzig hatten die Räuber das tragikomische Schicksal, daß ihre fernere Aufführung durch den Magistrat verboten wurde, als während der ersten Vorstellung im Theater und in der Stadt gestohlen worden war. In Berlin kamen die Räuber schon im Januar 1783 zur ersten Aufführung, aber in der grauenvollen Verhunzung eines Herrn Plümicke, der obendrein die späteren Jugenddramen des Dichters in ähnlicher Weise verballhornte.

Auch neue Freunde, die sich nun eng mit seinem Leben verflochten, erwarben die Räuber ihrem Dichter. So eine verwitwete Frau v. Wolzogen, die ein Gütchen im Thüringischen besaß, aber viel in Stuttgart lebte, wo ihre Söhne die Karlsschule besuchten, und den Musikus Streicher, der, zwei

Jahre jünger als Schiller, schon bewundernd zu ihm aufsah und uns sein Bild ähnlich gezeichnet hat, wie Scharffenstein, nur in dem sanfteren Lichte der Verehrung: die kunstlos zurückgelegten rötlichen Haare, die entzündeten Augen, den blendend weißen Hals, die blassen Wangen, die in belebtem Gespräch schnell von hoher Röte gefärbt wurden. Auch mit Schubart wurde Schiller persönlich bekannt durch seinen Paten Rieger, der vom Herzoge wieder in halben Gnaden aufgenommen und zum Kommandanten des Hohenaspergs ernannt worden war. Was er selbst auf dem Hohentwiel erduldet hatte, machte ihn nicht mitleidiger gegen die Staatsgefangenen, die er nun zu bewachen hatte, und namentlich mit pietistischen Schrullen quälte er den armen Schubart. Aber in seiner Art spielte er gern den Gönner der Poeten und ließ Schiller auf die Festung kommen, wo er ihn mit Schubart zusammenbrachte, der seinen größeren Nachfahren mit Küssen und Tränen begrüßte, wie der Täufer den Messias.

Der Erfolg der Räuber regte die dramatische Ader Schillers wieder mächtig an; im Frühling und Sommer 1782 arbeitete er an dem „republikanischen Trauerspiele", zu dem ihm die Verschwörung der Fiesko in Genua den historischen Stoff gab. Vorher hatte er noch eine lyrische Blumenlese herausgegeben, im Wettstreite mit dem Schwäbischen Musenalmanach eines sicheren Stäudlin; auf seine Häkeleien mit diesem Dichterling zielte es ab, wenn Schiller seine „Anthologie auf das Jahr 1782" angeblich in Tobolsko erscheinen ließ und eine sibirisch-satirische Vorrede dazu schrieb. Die Sammlung erschien anonym, auch die einzelnen Gedichte sind nur mit Chiffern gezeichnet, doch rühren die meisten wohl von Schiller selbst her; jedenfalls verbarg er sich hinter den verschiedensten Chiffern. Die ersten lyrischen Versuche Schillers datieren noch von der Karlsschule, wo sie unter dem Zeichen Klopstocks standen, während die Gedichte der Anthologie dies Zeichen zwar noch keineswegs verschmähen, aber doch weit mehr zur Fahne Bürgers und Schubarts schwören.

So begeisterte sich Schubart für dieser „Lieder Feuerstrom", der „tönend vor ihm niederstürze", doch hat weder die Mitwelt noch die Nachwelt seine Begeisterung geteilt. Die Blumenlese Schillers blühte ganz im Verborgenen, und sie scheint nicht einmal rezensiert worden zu sein, außer von ihm selbst, der auch ihr gegenüber eine strenge Selbstkritik übte. In der Tat steht sie tief unter der Höhe, die damals schon von der deutschen Lyrik erreicht worden war, und nur wenn man von Schillers späteren Gedichten auf sie zurückblickt, gewinnt sie ein ästhetisch-biographisches Interesse. Sie zeigt im Keim, daß Schiller für das eigentliche Lied, für die Empfindungslyrik, durchaus nicht begabt war, aber schon früh eigene Töne anzuschlagen begann, wo er sich mit der Ballade, wie in der Kindesmörderin und der Schlacht, oder mit der philosophischen Dichtung, wie in den Versen auf Rousseau und An einen Moralisten, oder mit der epigrammatisch scharfen Kampflyrik berührt, wie in der Männerwürde oder in den Schlimmen Monarchen.

Es ist müssig, darüber zu streiten, ob diese Gattungen überhaupt zur lyrischen Dichtung gehören; im Hause der Poesie gibt es viele Wohnungen

und nur wer etwa — um ein heute modisches Beispiel anzuziehen — in Mörike und Storm einzige Lyriker, in Herwegh und Freiligrath dagegen rhetorische Reimschmiede sieht, mag aus einem verzopften Schulbegriffe heraus bestreiten, daß Schiller überhaupt ein Lyriker gewesen sei. Sicherlich aber war die lyrische Empfindung niemals seine starke Seite, und wie er auch in reiferen Jahren kein Liebes- oder Trinklied ohne lastende Gedankenfracht geschrieben hat, so zeigen in seiner frühesten Gedichtsammlung die Lieder an Laura, wie sich ihm selbst die dichterische Empfindung einer jungen Liebe in verworrene Metaphysik verlor. Nach der Ueberlieferung hat ihm eine platonische Neigung für die Vermieterin seines Junggesellenstübchens, die verwitwete und nicht mehr ganz jugendliche Hauptmann Vischer, diese Lieder eingegeben, und die Fehde mit Stäudlin scheint daraus entsprungen zu sein, daß dieser nur eins davon der Aufnahme in den Schwäbischen Musenalmanach für würdig erachtete. Jedenfalls beurteilte sie Schiller in seiner sonst recht ehrlichen Kritik der Anthologie mit der Nachsicht, die ein überzärtlicher Vater mißratenen Kindern zu spenden pflegt; er meinte, sie zeichneten sich vorteilhaft vor allen übrigen Gedichten der Sammlung aus; sie seien „in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben"; nur daß sie alle „überspannt" seien, gab er zu.

Eins aber durfte er der Anthologie mit gutem Gewissen nachrühmen: „Viele Stellen sind von edlem Freiheitsgefühle beseelt." Darin war der junge Lyriker dem jungen Dramatiker ebenbürtig. In den Schlimmen Monarchen quittierte er dem Herzoge die verlorenen Jugendjahre so:

Decken euch Seraile dann und Schlösser,
Wann des Himmels fürchterlicher Presser
  An des großen Pfundes Zinsen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
  Die — Hanswurst erfand.

Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majestätsrechts Nachtgewande!
  Bübelt aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
  Fürstenherzen kalt.

Noch unmittelbarer rückte Schiller seinem gnädigen Landesherrn auf den Leib im Venuswagen, einem anonymen Einzeldrucke, der, im Tone Bürgers, die Sünden der Wollust geißelte und den „Volksbeherrschern" ins Stammbuch schrieb:

Lose Buben mäkeln mit dem Fürstensiegel,
Kreaturen vom gekrönten Tier,
Leihen dienstbar seiner Wollust Flügel
Und ermauscheln Kron' und Reich dafür.

Ja die Hure (laßts ins Ohr Euch flüstern)
Bleibt auch selbst im Kabinett nicht stumm.
In dem Uhrwerk der Regierung nistern
Oefters Venusfinger um.

Da waren die Anspielungen auf den Juden Süß und die Gräfin Hohenheim schon gar nicht mehr zu verkennen. Aber der Venuswagen mag so wenig wie die Anthologie viele Leser gefunden haben. Größeren Anstoß gaben einige Vorstöße Schillers in einem offiziellen Gelegenheitsgedichte, das er nach der damaligen Sitte im Auftrage der Stuttgarter Aerzte einem frühe verstorbenen Kollegen widmete. In dieser „Elegie auf den Tod eines Jünglings“ mischten sich kecke Zweifel an der Unsterblichkeit mit einer herben Kritik der gesellschaftlichen Zustände. Der Tote wird gepriesen, daß er in seiner schmalen Zelle dem komisch-tragischen Gewühl entronnen sei, und in diesem Zusammenhange heißt es:

Ueber Dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfützen drehn.

Für einen offiziellen Grabgesang, den auch die Leibärzte des Herzogs vertraten, war dieser Ton dreist genug, und scheint auch so gewirkt zu haben. Schiller schrieb einem Freund, die „Fata“ des Gedichtes seien zum Totlachen. „Ich fange an, in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als zwanzig Jahre Praxis. Aber es ist ein Name wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!“

Einstweilen kam es darauf an, wie lange der Herzog „gnädig“ genug war, diesen herostratischen Ruhm anwachsen zu lassen, und bei seinem Wesen ist es mehr zum Erstaunen, daß er weit über ein Jahr zusah, als er endlich mit seiner ganzen Brutalität dareinfuhr.

Die Flucht.

Im Mai 1782 war Rieger gestorben, und die württembergische Generalität heischte von Schiller das landesübliche offizielle Grabgedicht. Er hatte bereits in seiner Anthologie ein überschwängliches Lobgedicht auf den alten Menschenräuber aufgenommen, wenn auch nicht verfaßt, und sich „dieses Anlasses gefreut, seine wärmste Hochachtung gegen denselben vor der ganzen Welt entblößen zu können“.

Man muß es in diesem Punkte mit den bürgerlichen Aufklärern nicht allzu genau nehmen. Wie Hutten und andere Humanisten ihre Harfen vor manchem Despoten und Despotenknechte stimmten, sobald diese dem „neuen Studium“ günstig waren oder günstig zu sein schienen, so auch noch die Voltaire und Genossen. Lessing war mit seiner spröden Ablehnung allen Mäcenatentums immer erst ein weißer Rabe. Irgend eine besondere Gunst hat Schiller durch Rieger nicht erfahren, aber Rieger war sein Pate, er war auch für seine Person nicht solch Lumpazius wie die Montmartin und Wittleder und zudem nicht nur ein Helfershelfer, sondern auch ein Opfer des Despotismus, wodurch die Möglichkeit gegeben war, den Herzog zu prügeln, indem Rieger gelobt wurde.

Von dieser Möglichkeit machte Schiller einen reichlichen Gebrauch, als er das Grablied auf Rieger dichtete. Er züchtigte den Lebenden, indem er dem Toten wider die historische Wahrheit nachsang:

Höher als das Lächeln deines Fürsten,
(Ach! wonach so manche geizig dürsten!)
Höher war dir der, der ewig ist.
Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Untertanenflüchen
Zu erwuchern war dein Trachten nie.
Elende beim Fürsten zu vertreten,
Für die Unschuld an dem Thron zu beten,
War dein Stolz auf Erden hie.

Und wenn der Dichter dann die „lorbeervollen Alten" des württembergischen Kriegsheeres heranruft, so läßt er den Tod „dumpfig hohl" aus „ihres Riegers Bahn" sprechen:

Erdengötter! glaubt ihr ungerochen
Mit der Größe kindisch kleinem Stolz —
Alles faßt der schmale Raum von Holz —
  Gegen mich zu pochen?

Hilft euch des Monarchen Gunst,
Die oft nur am Rittersterne funkelt,
  Hilft des Höflings Schlangenkunst,
Wenn sich brechend euer Aug verdunkelt?
— — — — — — — — —
Wird man dort nach Riegers Range fragen?
Folgt ihm wohl KARLS Gnade bis dahin?
Wird er höher von dem Ritterkreuz getragen
Als vom Jubel seiner Segnenden?

Das Gedicht schließt mit der Versicherung, daß „der selige Verklärte" die große Prüfung bestanden habe, weil seinem Herzen die Menschheit werter gewesen sei, als der Größe prangender Betrug.

Dies Poem, das die württembergische Generalität am Sarge ihres Kameraden niederlegte, konnte der Herzog nicht ignorieren, und fast jeder Vers mußte den an die unsäglichsten Schmeicheleien gewöhnten Despoten wie ein Peitschenhieb treffen. Da er jedoch am 20. Mai eine Reise nach Wien antrat, so verschob er seine Rache, und inzwischen bot sich ihm die Gelegenheit, sie in einer Form zu kühlen, die ihm das blamable Eingeständnis ersparte, sich durch das Gedicht auf Rieger verletzt zu fühlen.

Schiller selbst wollte das unerträgliche Joch abwerfen und hoffte, daß Dalberg ihn als Theaterdichter nach Mannheim rufen würde. Zunächst bat er, namentlich um für den Fiesko zu lernen, um eine neue Vorstellung der Räuber, die Dalberg auch bewilligte; gemeinsam mit Frau v. Wolzogen und Frau Vischer fuhr Schiller hinüber, wieder ohne Urlaub, und erhielt auch

eine allgemeine, jedoch ganz unverbindliche Zusage von Dalberg, ihn beim Herzoge frei zu machen. Als Schiller nach Stuttgart zurückgekehrt war, suchte er das kaum lauwarme Eisen zu schmieden, indem er an Dalberg schrieb, dieser möge den Herzog an der Eitelkeit packen: „Daher würden ihm Euer Erzellenz von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in dem Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten halten und daß also durch diese Vokation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der Passe partout beim Herzog."

Jedoch so leicht war der Gimpel nicht zu fangen, und er stürzte sich recht wie ein Geyer über den Vogelsteller, der ihm diese harmlose Leimrute aufgestellt hatte. Die guten Weiber, die mit Schiller heimlich nach Stuttgart gereist waren, hatten geplaudert, und der Herzog erfuhr, daß Schiller ohne Urlaub die Stadt verlassen hatte, und nun gar zu einer Reise ins „Ausland". Der Sünder mußte vor ihm erscheinen, wurde mit aller fürstlichen Flegelei angefahren und für vierzehn Tage in Arrest gesteckt. In diesen Arresttagen, im Hochsommer 1782, entstand dem Dichter ein neues Trauerspiel, worin er seine Peiniger in einen Arrest ewiger Schande sperrte.

Sobald er wieder frei war, wandte er sich von neuem an Dalberg, verhieß ihm, binnen eines Monats den Fiesko fertigzustellen und die Geschichte des Don Karlos zu bearbeiten, auf die ihn Dalberg hingewiesen hatte; er wollte dem Intendanten zeigen, daß dieser an ihm einen fruchtbaren Theaterdichter gewinnen würde. Aber ehe ihm von dem zögernden Hofmann irgend eine Hilfe kommen konnte, traf ihn ein neuer Schlag; eine beiläufige Stelle in den Räubern, in der von dem Spitzbubenklima des Graubündener Landes gesprochen wurde, hatte einige Lokalpatrioten mobil gemacht, die ihre schweizerische Heimat durch den Verfasser der Räuber angetastet glaubten. Eine unwürdige Durchstecherei brachte die Sache vor den Herzog, der nun um so weniger Spaß verstand, als gerade in Chur, der Hauptstadt von Graubünden, Schriften gegen sein sultanisches Regiment veröffentlicht worden waren. Abermals mußte Schiller vor ihm erscheinen und erhielt den gemessenen Befehl, keine anderen Schriften als medizinische zu veröffentlichen; „ich sage Ihm, bei Kassation schreibt Er keine Komödien mehr"; so wurde Schiller entlassen.

Er faßte sofort den Entschluß, sich diesem Mordversuch auf seine geistige Existenz durch die Flucht aus Württemberg zu entziehen. Schubarts Schicksal stand warnend vor seinen Augen. Er beeilte sich, den Fiesko fertigzustellen, um nicht mit leeren Händen vor Dalberg zu erscheinen, und wohl nur die Rücksicht auf seine Eltern, die ganz von der Gnade des Herzogs abhingen, veranlaßten ihn, am 1. September noch ein Schreiben an diesen zu richten, worin er um die Erlaubnis bat, fernerhin literarisch tätig sein zu dürfen, gegen das Versprechen, alle seine Produkte vorher der herzoglichen Zensur zu unterwerfen. Zum Glück ging der Herzog darauf nicht ein, sondern antwortete nur mit dem Verbote, bei Strafe des Arrestes nochmals an ihn zu schreiben.

Für seine Flucht gewann Schiller einen Begleiter und Helfer an dem treuen Streicher, der zu seiner musikalischen Ausbildung nach Hamburg übersiedeln wollte. Unter falschem Namen entkamen sie am Abend des 22. September glücklich durchs Eßlinger Tor, an dem Scharffenstein die Wache hatte, und fuhren durch die stille Nacht dahin, in einem mächtigen Feuerscheine von der Solitüde her, wo der Herzog ein schwelgerisches Fest feierte.

II.

Kampfesjahre.

Der Flüchtling.

Das nächste Ziel der Flüchtlinge war Mannheim, und Schiller hoffte sogar, in diesem „Paradiese der Musen", unter dem „griechischen Klima" der Pfalz eine dauernde Stätte zu finden.

Doch harrte seiner eine bittere Enttäuschung. Dalberg selbst befand sich unter den Gästen des Herzogs von Württemberg und war nicht zugegen; Schiller hatte ihn noch in Stuttgart gesprochen, aber ihm, entschlossen unter allen Umständen zu fliehen und aus Sorge um einen Einspruch Dalbergs, seine Absicht verschwiegen. So durfte er ein übles Vorzeichen darin sehen, daß ihn schon das leichte Völkchen der Schauspieler mit bedenklichem Kopfschütteln empfing, und vollends schlug es den Dichter nieder, als er in ihrem Kreise den zum großen Teil vollendeten Fiesko vorlas, ohne anderen Wiederhall, als ein betretenes Schweigen, so daß er vorzeitig den Vortrag abbrach.

Immerhin hatte er diesen Mißerfolg durch seinen unverfälscht schwäbischen Dialekt und das übermäßige Pathos verschuldet, womit er vorzulesen pflegte. Sobald die Schauspieler das Manuskript selbst einsahen, gestaltete sich ihr Urteil ungleich günstiger, aber die Entscheidung über die Aufführung stand nicht bei ihnen, sondern bei Dalberg. Bis zu dessen Rückkehr entschloß sich Schiller, den Wanderstab weiter zu setzen, da Mannheim doch allzu nahe unter dem Griffe des Herzogs von Württemberg lag. Mit seinem treuen Streicher wanderte er über Darmstadt nach Frankfurt a. M. und schrieb von hier aus an Dalberg, mit gepreßtem Gemüte, wie Streicher bekundet. Gestützt auf die Kundgebungen der Sympathie, die er bei dem Intendanten gefunden hatte oder doch gefunden zu haben glaubte, bat er auf den Fiesko und im Notfalle noch auf ein neues Stück hin um einen Vorschuß von 300 Gulden, teils um sich selbst in bessere Umstände zu setzen, teils auch um die Stuttgarter Schulden zu tilgen, die ihm aus dem Selbstverlage der Räuber entstanden waren.

Die Bitte war billig genug, auch wenn ihre Erfüllung für Dalberg nicht eine Bagatelle gewesen wäre. Er war ein sehr reicher Mann, der

jedes Intendantengehalt verschmähte und kokett genug war, selbst seine Intendantenloge zu bezahlen, aber das Lakaienglück, sich im Glanze eines Herzogs von Württemberg zu sonnen, stand dem edlen Reichsfreiherrn hoch über der Pflicht gegen einen armen Deserteur von Dichter, der seine Bühne mit künstlerischem Glanze überschüttet hatte. Er sandte nicht einen Kreuzer auf Schillers Schreiben, sondern nur den trockenen Bescheid, der Fiesko sei unbrauchbar und müsse umgearbeitet werden, ehe überhaupt entschieden werden könne, ob er aufzuführen sei.

Damals hat Schiller „sehr düstere Augenblicke auf der Sachsenhäuser Brücke" zugebracht, wie er später einmal bekannte, aber den Mut ließ er doch nicht sinken, und Streicher hielt tapfer zu ihm. Er gab seine Hamburger Pläne auf und opferte seine kleine Barschaft, zur Rückreise nach Mannheim, wo Schiller an Schwan und den Schauspielern doch einigen Halt zu finden hoffte, bis er nach Dalbergs Wunsche den Fiesko umgearbeitet hatte. In Oggersheim bei Mannheim siedelten sich die Freunde an, im Gasthause zum Viehhof, Schiller als Dr. Schmidt, wie er sich, abwechselnd mit Dr. Ritter, in dieser Flüchtlingszeit nannte, und hier haben sie etwa zwei Monate gehaust, von Anfang Oktober bis Anfang Dezember 1782. So sehr die Not drängte, noch viel ungestümer drängten die Gestalten des neuen Dramas, das ihm in den Stuttgarter Arresttagen aufgegangen war, auf den Dichter ein, und wie schon auf dem Ausfluge nach Frankfurt, so heischten sie gebieterisch, vom Blute des Lebens zu trinken. Darüber wurde die Arbeit am Fiesko erst im Anfange des November fertig, und nun ließ Dalberg wieder einen Monat warten, bis er das Drama abermals ohne eine Angabe von Gründen zurückwies. Der eitle Hofmann war selbst filzig genug, die Gratifikation von acht Louisdor aus der Theaterkasse zu verweigern, die von den Schauspielern für Schiller beantragt worden war; in einem von Iffland begründeten Gutachten hatten sie den angeblichen Mäcen an die „ehrenvolle Verbindlichkeit" erinnert, dem Dichter der Räuber bei seinen nicht glücklichen häuslichen Umständen für sein neues Werk wenigstens den Preis zu gewähren, den man mittelmäßigen Originalien oder gewöhnlichen Umarbeitungen alltäglicher Stücke oft zuerkenne.

Nunmehr hatte Schillers Aufenthalt in der Pfalz seinen Zweck verloren, und er nahm das Asyl an, das ihm Frau von Wolzogen schon in Stuttgart auf ihrem thüringischen Gütchen Bauerbach angeboten hatte. Die gutherzige Frau, die in beschränkten Verhältnissen lebte und viel größere Rücksichten auf den Herzog von Württemberg zu nehmen hatte, als Dalberg, war weit mutiger als dieser; noch jung, in der Mitte der Dreißiger, Mutter von vier Söhnen und einer lieblich aufblühenden Tochter, empfand sie mit der Jugend, und Schiller durfte von ihr singen:

Ihr Adelsbrief — ein schönes Leben!
(Den haff' ich, den sie mitgebracht.)

Das Reisegeld verschaffte sich Schiller, indem er den Fiesko an Schwan verkaufte, den Druckbogen zu einem Louisdor; darüber hinaus reichte das Honorar gerade hin, die Rechnung im Viehhofe für Schiller und Streicher

zu tilgen. Der arme Musikus mußte sich nun eine neue Existenz in Mannheim schaffen, denn seine Mittel waren aufgezehrt, und nach Hamburg ist er nicht mehr gekommen.

Schiller aber fuhr, nur leicht gekleidet, in bitterer Winterkälte nach Bauerbach. Das kleine Dorf liegt zwei Meilen südlich von Meiningen, in einem einsamen Waldtale, unter den Ruinen des Schlosses Henneberg, wo ein halbes Jahrtausend früher mächtigere Beschützer der Dichtkunst gewaltet hatten. Aber, klein wie ihr Reich war, so herrschte Frau von Wolzogen doch unumschränkt darin, und keine neugierige Polizei forderte peinliche Auskunft von diesem Doktor Ritter, der mit dem Weihnachtsschnee ins Dorf gewirbelt kam. Ueber ein halbes Jahr hat Schiller hier gewohnt, an seinem neuen Trauerspiele, der Luise Millerin, schaffend und andere dramatische Stoffe im Geiste wälzend, so namentlich den Don Karlos, dessen Geschichte er in Bauerbach eingehend studierte. Mit Büchern versah ihn der Bibliothekar Reinwald in Meiningen, dem ihn Frau von Wolzogen empfohlen hatte; an diesen um zwanzig Jahre älteren, hypochondrischen und pedantischen Mann schloß sich Schiller eng an, so despektierlich er sich später, als Reinwald sehr zu seinem Verdrusse seine ältere Schwester geheiratet hatte, über den „Klotz“ und „Philister“ von Schwager geäußert hat.

In seiner Bauerbacher Einsamkeit aber hungerte ihn nach „edlen Menschen“, und in Reinwald legte er seine eigenen stürmischen Empfindungen hinein. Er wollte sich wieder mit dem menschlichen Geschlechte versöhnen, mit dem er sich beinahe überworfen hätte, und wehrte den „Menschenhaß“ ab, der sich ihm aufdrängen wollte, weil einige unwürdige Charaktere sein warmes Gefühl betrogen hätten. So bekannte er seiner Beschützerin brieflich am 4. Januar 1783 und fügte hinzu: „Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eisklumpen in den Armen hatte.“ Aber in demselben Briefe hieß es auch schon: „Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viele Plane zernichtet; die Körperwelt soll mir keine Stunde meines Lebens verderben“, und vier Tage später schrieb er: „In meinen Adern siedet etwas — ich möchte gern in dieser holperichten Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll.“ In seinem weltverlorenen Winkel, mitten im großen Schaffen, kümmerte er sich doch um die kleinen Dinge seiner Umgebung; er dichtete einer Pflegetochter der Frau von Wolzogen ein Hochzeitskarmen, machte ein derbes Spottgedicht auf den Herzog von Koburg, der vorzeitige Erbgelüste bei einer Erkrankung des Herzogs von Meiningen verraten hatte, ließ sich sogar bereit finden, den Prolog zu einer Geburtstagsfeier am Meiningenschen Hofe zu schreiben, wenn es ihm auch nicht anders vorkam, als wenn einer aus der Schlacht käme und Flöhe fangen müsse, und er hielt für wichtig genug, an Frau v. Wolzogen zu melden, daß „ein Konfirmand, den Tag vor der Einsegnung, dem Verwalter zum Spott, hinter die Orgel hofiert haben soll in Mitte des Gottesdienstes.“ Gegen solchen Frevel empfahl Schiller, diesmal ein Anwalt feudaler Autorität, seiner Gönnerin, öffentlich die Autorität ihres obrigkeitlichen Vertreters zu stärken, und ihm nur heimlich den Kopf zu waschen, soweit es nötig sei.

Wahre Festtage aber brachen für Schiller an, wenn Frau v. Wolzogen und ihr Töchterlein zum Besuche nach Bauerbach kamen. Dann brachte er das ganze Dorf auf die Beine, ließ eine Allee von Maien durch den Ort pflanzen und am Hofe des sehr bescheidenen Herrenhauses eine Ehrenpforte aus Tannenzweigen errichten. Es konnte denn auch gar nicht fehlen, daß er sich regelrecht erst in die noch immer anziehende Mutter und dann in die eben aufbrechende Knospe von Tochter verliebte. Die junge Lotte, ein einfaches Mädchen, scheint gar nicht gemerkt zu haben, welches Feuer sie entzündet hatte, aber im Verkehr mit der Mutter, die nun aus der „zärtlichsten Freundin“ die „beste Mama“ wurde, schäumte und sprudelte der Feuerkopf über. Als ein Besuch aus Stuttgart angemeldet wurde, in dem er einen Freier um die Lotte vermutete, drohte er mit seiner Abreise von Bauerbach, angeblich weil der neue Gast sein Inkognito verraten könne, während er seine wirkliche Sorge in den naiven Worten verriet: „Ich will ihm durchaus nichts von seinem Werte benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten — aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir teuer wie mein Leben sind.“ Eine Versorgung, die Lotte am Hofe in Meiningen haben konnte, sollte sie nicht annehmen; „sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahre eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für die Lotte.“ Wenn es eine Zeit gab, wo ihn die Hoffnung eines unsterblichen Namens so gut gekitzelt hat, wie die Galanterie ein Frauenzimmer, so gilt ihm jetzt alles gleich, „und ich trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab, wenn Sie sich Vieh halten. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben!“

So hübsch sich heut all das närrische Zeug in Schillers Briefen liest, und so nachsichtig es von dem Mutterherzen aufgenommen worden sein mag, vor dem es ausgekramt wurde, so scheint doch der guten Frau v. Wolzogen und auch wohl dem Dichter selbst allmählich die Erkenntnis aufgedämmert zu sein, daß sich ein vorläufiges Scheiden empfehle. Im Juli 1783 waren beide darüber einig. Es sollte kein Abschied für immer sein; Schiller ließ all seinen kleinen Kram in Bauerbach zurück und gedachte wiederzukehren; nur für eine gemessene Zeit wollte er nach Mannheim zurückgehen, um seine dramatischen Werke zu fördern.

Er konnte es mit Ehren tun, denn schon im Februar hatte Dalberg, der sich inzwischen überzeugt haben mochte, daß der Herzog von Württemberg auf eine Verfolgung verzichte, an ihn in einlenkendem Sinne geschrieben und den Wunsch nach einer neuen Verbindung ausgesprochen. Schiller hatte nun doch schon den Ueberschwang seiner Gefühle bändigen gelernt und antwortete mit würdiger Zurückhaltung, allein als Dalberg mit verbindlichen Komplimenten fortfuhr, überwand seine Sehnsucht nach dem Theater alle Bedenken.

Eine letzte Schwierigkeit schuf noch der leidige Mammon, aber auch sie wußte die freundliche Beschützerin zu beseitigen, indem sie sich bei einem sichern Israel für Schiller verbürgte. Am 24. Juli reiste er nach Mannheim ab.

Fiesko.

Während Schiller in Bauerbach lebte, war sein „republikanisches Trauerspiel“ von Schwan herausgegeben worden. Weder als Buchdrama noch als Bühnenstück hat die Verschwörung des Fiesko zu Genua entfernt so tief gewirkt wie die Räuber, obgleich sie unmittelbar in eine politische Revolution hineinführte.

Eben hier jedoch lag der entscheidende Punkt; der Dichter war Karl Moors Busenfreund, aber nur der Maler des Fiesko. Der Vergleich stammt insoweit von Schiller selbst her, als er zur Bauerbacher Zeit an Reinwald schrieb: „Jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes . . . Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisches und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst . . . Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein.“ Aus seinem eigensten Schaffen hat der junge Schiller diese ästhetische Betrachtung geschöpft, und Fiesko ist mehr gemalt, als erlebt.

Weder ist dies Drama aus so quälender Bedrängnis entstanden, wie die Räuber und Luise Millerin, noch war sein historischer und deshalb spröderer Stoff so leicht im Feuer der Geniezeit zu schmelzen. Von seinem Helden weiß Schiller zumeist zu rühmen, daß ihn Rousseau im Herzen getragen habe. Und wenn man gemeint hat, es sei ein Mißgriff, in das Genua des sechzehnten Jahrhunderts die Tendenzen eines Rousseau oder Schiller zu tragen, so schlägt dieser Einwand an sich noch nicht durch. Denn der Dichter ist nach dem bekannten Worte Hebbels kein Auferstehungsengel der Geschichte und darf den historischen Stoff als Vehikel für die Probleme seiner Zeit benutzen. Aber wie immer er mit dem historischen Stoffe schalten mag, so müssen ihm nach Lessings noch bekannterem Worte die historischen Charaktere heilig sein, und zwischen diesen Grenzmarken dramatischer Poesie versteht der Dichter des Fiesko noch nicht mit der Meisterschaft und Sicherheit zu segeln, wie später der Dichter des Wallenstein und des Tell.

Der Fiesko Schillers ist nicht einmal eine einheitliche Gestalt. Die Absicht des Dichters war, „die kalte unfruchtbare Staatsaktion aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen, den Mann durch den staatsklugen Kopf zu verwickeln“; indem Fiesko seine politischen Ziele verfolgt und dabei rücksichtslos seine menschlichen Pflichten zertritt, gerät er in einen tragischen Konflikt, worin er untergeht. Ursprünglich ist es diese un-, um nicht zu sagen, antipolitische Wendung, auf die Schiller lossteuert; sie lag auch ganz im Geiste der Geniezeit, die in allen staatlichen Wesen nur eine Fessel des natürlichen Menschen sah. Aber Schiller hätte doch nicht Schiller, nicht die tatkräftige Natur sein müssen, von der Scharffenstein zu sagen pflegte, daß Kraftäußerung sie vor allem begeistere, wenn er sich daran hätte genügen lassen.

Wie er in seinem Karl Moor das Zeug entweder zu einem Katilina oder zu einem Brutus gesehen hatte, so stellte er nun dem Katilina-Fiesko den Brutus-Verrina gegenüber, und in ihrem Zusammenstoß sah er den tragischen Schwerpunkt seines „republikanischen“ Trauerspiels. Allein weder das eine noch das andere Motiv kommt zu klarer und reiner Wirkung: Fiesko schreitet über die Leiche der Gattin, die unter seinem Dolche gefallen ist, auf seinem schwindelnden Pfade weiter, und Verrina stürzt ihn nur in den Hafenschlamm, um sich gleichmütig wieder unter das alte Tyrannenjoch zu beugen.

Erlebt ist dieser Fiesko von seinem Dichter nicht, und auch nicht einmal von einer Hand gemalt, die schon historische Farben zu mischen verstand. Manche krassen Effekte und die überladene Sprache, die allzuoft an die Grenzen geschmacklosen Schwulstes streift oder sie gar überschreitet, — nicht zuletzt deshalb, weil ihr der belebende Odem fehlt, der selbst die gewagtesten Kraftstellen der Räuber noch ästhetisch abtönt — fallen um so empfindlicher auf, als sich das Drama mannigfach, so namentlich in der Episode mit Verrinas Tochter, an Lessings Emilia anlehnt. Gleichwohl überflügelt der Fiesko das geschmackvollere Muster durch die dramatischen Massenwirkungen, die doch schon den Dichter des Wallenstein und Tell ankündigen, und in Muley Hassan, dem „konfiszierten Mohrenkopfe“, schuf Schiller eine Gestalt, deren geniale Ursprünglichkeit den Ruf des deutschen Shakespeare bestätigte, den ihm schon die Räuber erworben hatten.

Er selbst bewährte sich auch an diesem Drama als strenger Kritiker. Er fand die blühende Sprache auffallend, ja lächerlich, die langen Monologe ermüdend, und wie die Amalia der Räuber, so gab er auch die „Frauenzimmercharaktere“ des Fiesko preis.

Kabale und Liebe.

Dem „republikanischen“ folgte das „bürgerliche Trauerspiel“, das anfangs Luise Millerin hieß und dann auf Ifflands Rat in Kabale und Liebe umgetauft wurde. Im Stuttgarter Arreste empfangen, auf den schweren Wandertagen der Flucht nach seinen Grundzügen festgelegt, in Bauerbach vollendet, ist es mehr noch als die Räuber und mehr auch als jedes spätere Drama Schillers aus seinem eigensten schöpferischen Drange entstanden. Es ist das einzige unter seinen Dramen, zu dem Schiller sich den Stoff nicht erst gesucht hat, um seine dichterische Wucht hineinzulegen; ihn selbst überwältigend, ist es ihm aus seinem Leben und Leiden erwachsen.

Nicht zwar, als ob es nicht seine literarischen Ahnen gehabt hätte. Auf Schritt und Tritt begegnet man Erinnerungen an Lessings Emilia, mitunter selbst wörtlichen Entlehnungen, und der jüngere Dichter übertrifft nicht immer den älteren; Lady Milford ist ein ungleich schwächeres Abbild der Gräfin Orsina und der Sekretär Wurm nur eine vergröberte Ausgabe des Kammerherrn Marinelli. Auch kleinere Vertreter des bürgerlichen Dramas, das seit Lessings Sara Sampson nun doch schon in Deutschland ein Menschenalter hinter sich hatte, wie Heinrich Leopold Wagner, haben nach dem eingehenden Nachweise literarhistorischer Forscher viel zu Kabale und Liebe beigesteuert. Ja schon zu Schillers Zeit meinte ein ihm feindlicher

Kritiker nicht ohne einen gewissen Anlaß, daß die Gestalten des Dramas „die nur ins Uebertriebene und Schreckliche gemalten Personen des deutschen Hausvaters“ seien, das heißt einer schwächlichen Nachahmung von Diderots Hausvater, die, von einem gewissen Gemmingen verfaßt, längst verschollen ist.

Alle diese literarischen Anregungen waren aber von Schiller erlebt, und wenn sie ihm nun unbewußt in sein Drama hineinströmten, so allein aus dem Grunde, weil er sich achtlos über sie emporschwang. Auch über die Emilia schritt er fort mit dem einfachen Bekenntnis: Guastalla liegt in Deutschland. Schiller hob das bürgerliche Drama auf eine revolutionäre Höhe, die es vordem nicht und auch nachher nicht erreicht hat, weder in Lessings Emilia, noch in Hebbels Maria Magdalena. Er stellte den höfischen Despotismus und das Kleinbürgertum, die damaligen treibenden Kräfte des deutschen Lebens, in offenem Kampfe gegenüber und brachte frisch aus der Zeitung den Soldatenhandel der deutschen Fürsten auf die Bühne. Es war kein großes nationales Leben, aber es war nationales Leben, es war historische Bewegung, nicht jene atemraubende, herzbedrückende Enge, nicht jene, wie Hebbel selbst es nennt, „schreckliche Gebundenheit in der Einseitigkeit“, die in Meister Antons vier Pfählen brütet. Sechzig Jahre älter, schlägt Kabale und Liebe heute noch wie ein Blitz in ein empfängliches und naives Publikum, dem Maria Magdalena neben aller tiefen Wirkung ein Gefühl des Befremdens erregt, wie ein Blick in eine völlig erloschene Welt. Man rede über Tendenz, so viel man will, man zähle alle künstlerischen Vorzüge auf, die Maria und Magdalena vor Kabale und Liebe haben mag: es bleibt doch dabei, daß die dramatische Kunst den historischen Prozeß, der sich in ihren Tagen vollzieht, ergreifen soll und daß sie um so länger dauert, je tiefer sie ihn zu ergreifen weiß.

Nirgends in Deutschland standen sich Despotismus und Kleinbürgertum so klar gegenüber, wie in Württemberg. Der Herzog und sein feiles Hofgesindel drüben, die Landschaft und ihr zünftlerisch verzopfter Klüngel hüben — unter diesem Gegensatze war das Leben des Dichters verronnen, düster und schwer und trübe, und nun ruft er ihn auf die richtende Szene. Dieser Präsident v. Walter, dieser Hofmarschall v. Kalb, diese Lady Milford, dieser Sekretär Wurm — sie waren ihm schon seit den Tagen seiner Kindheit vertraut; er hatte sie in Ludwigsburg und auf der Karlsschule und in Stuttgart gesehen. Die „falschen Handschriften“ des Sekretärs Wurm, die „große Mine“, durch die der Präsident Walter seinen Vorgänger in die Luft bläst — kannte er sie nicht aus dem Leben seines Paten Rieger? Und war sein eigener Vater nicht dabei, als „lauter Freiwillige“ an fremde Potentaten verhandelt wurden: „Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch' vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf den Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen.“ Und hatte er es nicht mit angesehen, auf der Solitüde und bis in die Nacht seiner Flucht hinein: „Der Fürst ruft Paradiese aus Wildnissen — läßt die Quellen seines Landes in stolzen Bogen gen Himmel springen oder das Mark seiner Untertanen in einem Feuerwerk hinpuffen.“ Und war sie nicht landkundig, die furchtbare Schilderung: „Die Wollust

der Großen dieser Welt ist die nimmersatte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht. Fürchterlich hatte sie schon in diesem Lande gewütet — hatte Braut und Bräutigam getrennt — hatte selbst der Ehen göttliches Band zerrissen — hier das stille Glück einer Familie geschleift — dort ein junges unerfahrenes Herz der verheerenden Pest aufgeschlossen, und sterbende Schülerinnen schäumten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen und Zuckungen aus . . . Die traurige Periode hatte einer noch traurigeren Platz gemacht. Hof und Serail wimmelten jetzt von Italiens Auswurf. Flatterhafte Pariserinnen tändelten mit dem furchtbaren Szepter, und das Volk blutete unter ihrer Laune." Es ist einfach nicht wahr, was untertänige Kritik oft behauptet hat, daß Schiller den höfischen Despotismus in Kabale und Liebe karikiert habe; er hat die brutale Wahrheit nicht brutal abgeschrieben, aber was er dramatisch wiederspiegelt, ist einmal grauenhafte Wahrheit gewesen.

Nicht anders steht es um den Vorwurf, daß Schiller der Verworfenheit der Großen die edelmütige Tugend der Kleinen gegenübergestellt habe. Der Stadtmusikant Miller und seine Frau sind trefflich geschaute, aber eben deshalb nichts weniger, als rosig gefärbte Gestalten. Von der Frau ganz zu geschweigen, die, ehrbar in ihrer Weise, aber, dumm und ungebildet zugleich, doch nicht dem heimlichen Gelüste widerstehen kann, ihr bürgerliches Fleisch mit blauem Blute zu verkuppeln und die sich in feiger Angst wie ein Bleigewicht an den Mann hängt, wenn einmal ein wenig Tatkraft in ihm erwachen will — aber auch Miller selbst, Prachtkerl wie er in seiner Art ist, auf den Helden kann er sich nicht hinausspielen. Dem „Tintenkleckser" von Sekretär will er wohl Leib und Seele breiweich zusammendreschen, ihm alle zehn Gebote und alle sieben Bitten im Vaterunser und alle Bücher Mosis und der Propheten aufs Leder schreiben, daß man die blauen Flecken bei der Auferstehung der Toten noch sehen soll, aber vor dem drohendeu Zorne des Präsidenten weiß er im selben Atemzuge doch nur den Rat: „Ich nehme meine Tochter in Arm und marsch mit ihr über die Grenze!" Und als der gefürchtete Mann ihm gewaltsam ins Haus dringt und seine Tochter eine Hure schilt, da bringt er es nur mit Zittern und Zagen heraus: „Halten zu Gnaden! Ew. Exzellenz schalten und walten im Land. Das ist meine Stube. Mein devotestes Kompliment, wenn ich dermaleins ein Promemoria bringe, aber den ungehobelten Gast werf' ich zur Tür hinaus." Er liebt seine Tochter abgöttisch, und mit tief ergreifenden Worten hält er sie vom Selbstmorde zurück, allein über ihr gestörtes Liebesglück tröstet ihn doch ein Beutel voll Gold, den ihm der adlige Liebhaber zuwirft. Nach der Ueberlieferung hat Schiller diese Gestalt einem Stuttgarter Original abgesehen; auf jeden Fall kann man an ihr das Wesen jenes Kleinbürgertums studieren, das ein gewisses Selbstbewußtsein noch oder schon hatte, das nicht mehr zum bloßen Spielball adliger oder fürstlicher Lüste dienen wollte und so etwas wie ehrlichen Proletarierzorn zu empfinden begann, aber wie weit! entfernt war von der einen rettenden Politik: den Daumen aufs Auge und das Knie auf die Brust!

Verbunden werden die beiden Gruppen durch das Liebespaar, den Sohn des Präsidenten und die Tochter des Geigers. Ferdinand ist eine Schöpfung

der dichterischen Phantasie, die immerhin vom Blute des Dichters tropft, der zur Zeit, wo er sie entwarf, zum erstenmal die Wonnen der Liebe und die Qualen der Eifersucht empfand. So ist ihm denn auch zum erstenmal in der Musikantentochter eine weibliche Gestalt gelungen, und auf ihren Namen taufte er mit gutem Fug das Drama. Denn sie ist die tragische Heldin; sie geht unter in dem Konflikte der Pflichten, die sie gegen ihren Vater und gegen ihren Geliebten hat; sie nennt sich selbst die „Heldin", die „einem Vater den entflohenen Sohn wieder schenkt und einem Bündnis entsagt, das die Fugen der Bürgerwelt auseinandertreiben und die allgemeine ewige Ordnung zugrunde stürzen würde". Es ist derselbe schwächliche Zug, der in anderer Weise auch die Emilia Lessings und die Klara Hebbels kennzeichnet und, ästhetisch viel angefochten, doch tief in den sozialen Bedingungen wurzelt, unter denen ein bürgerliches Drama auf deutschem Boden überhaupt nur werden konnte.

In der Komposition ähnelt Kabale und Liebe mannigfach den Räubern, namentlich in dem hinreißend schnellen Aufstieg, der in der mächtigen Ensembleszene am Schlusse des zweiten Aufzugs gipfelt. Mit der Intrigue hat es sich der Dichter auch in Kabale und Liebe ein wenig bequem gemacht; sie ist keineswegs „satanisch fein", wie der Präsident von ihr rühmt, worüber man sich um so weniger wegtäuschen kann, als der Sekretär Wurm nicht den Kopf eines Franz Moor auf den Schultern trägt. In der Mitte beider Stücke erlahmt die Handlung, verglichen wenigstens mit der drängenden Fülle des Anfanges; nur daß die gefährlichste Sandbank in Kabale und Liebe erst am Schlusse des vierten Aktes auftaucht, wo sie in den Räubern längst überwunden ist.

Die Schuld daran trägt eine Aenderung des Planes, die dem Dichter in währender Arbeit entstanden ist und auch einen Hauptcharakter des Stückes, die Lady Milford, schwer geschädigt hat. Ihr Urbild ist die Gräfin Hohenheim und nach der ursprünglichen Anlage des Dramas sollte sie, wie sich aus einem zufällig erhaltenen Blatte der ersten Handschrift und manchen, nicht getilgten Spuren des Dialogs erkennen läßt, zur Gruppe des höfischen Gesindels gehören. Dann aber hat Schiller sie ins Lichte zu malen begonnen, vielleicht unter der bewußten oder unbewußten Suggestion der Frau v. Wolzogen, die mit der Hohenheim bekannt war und bei der Rachsucht, die diese Person in dem Falle Schubarts bewiesen hatte, für das Schicksal ihrer Söhne fürchten mochte. Eben jene Sätze, worin die Lady Milford sich rühmt, zwischen das Lamm und den Tiger getreten zu sein, mit der Opferung ihrer Ehre die Landestöchter vor der Wollust des Fürsten geschützt und dann auch die ausländischen Buhldirnen vertrieben zu haben, wurden von den Freunden der Hohenheim zu ihren Gunsten geltend gemacht, und sie sind vom Dichter erst in der späteren Fassung eingeschoben worden. Sei dem aber so oder anders — je höher der Dichter die Maitresse moralisch hob, desto tiefer drückte er sie ästhetisch herab und machte sie selbst zu einer für die dramatische Handlung ganz überflüssigen Person. Das ist namentlich in der großen Szene zwischen Luise und der Lady Milford am Schlusse des vierten Aufzuges empfindlich zu spüren.

Ueber den fünften Akt gehen dann, wie in den Räubern, alle Schauer des Jüngsten Gerichts und zeigen den Dichter noch ganz im Banne der biblischen Vorstellungen. Der leidige Schluß, der Ausblick auf die irdische Gerechtigkeit, ist mit der tragischen Handlung wenigstens nicht so eng verwachsen wie in Schillers Erstling.

Mannheim.

Am 27. Juli 1783 traf Schiller in Mannheim wieder ein, nicht zur gelegensten Stunde. „Dalberg war abwesend, einige Schauspieler in Urlaub, die mehrsten Familien aufs Land ausgeflogen, und eine unerträgliche Hitze verdarb mir beinahe alle Lust des Lebens", meldete er nach Bauerbach. Den Freunden gegenüber, die er noch vorfand, spielte er den Gleichgültigen und Spröden; er ließ „ihnen sehr klar merken", daß er nur sein Vergnügen bei seinem „hiesigen Aufenthalte" suche.

Aber am 10. August kam Dalberg zurück und tat nun selbst den ersten Schritt zu einem Engagement. Vergessen hatte Schiller frühere Erfahrungen nicht: „Der Mann ist ganz Feuer", meinte er, „aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht und ebenso schnell wieder verpufft". Jedoch was Dalberg ihm bot, schien ihm ausreichend, sich aus dem Wirrwarr seiner Schulden zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben; so schlug er denn ein, und im geheimen doch wohl nicht ohne inneres Behagen. Er wurde vom 1. September ab auf ein Jahr als Theaterdichter mit 300 Gulden angestellt; dazu wurden ihm von drei Stücken, die er innerhalb dieser Zeit zu liefern hatte, die Einnahmen von je einer beliebigen Vorstellung zugesichert. So glaubte er die „unfehlbare Aussicht" auf eine Jahreseinnahme von 12—1400 Gulden zu haben, wovon er reichlich den dritten Teil auf Tilgung seiner Schulden verwenden wollte.

Glückliche Sterne leuchteten aber von Anbeginn seiner neuen Tätigkeit nicht. Eine gallige Seuche brach in der Stadt aus, und sie griff so verheerend um sich, daß von 20000 Menschen 6000 krank niederlagen. Unter ihnen auch Schiller, den „die böse Rhein- und Sumpfluft der Gegend" bis in den Winter hinein zu keiner Besserung kommen ließ. Dann brachte ihm die erste Vorstellung des Fiesko, die am 11. Januar 1784 stattfand, doch nur einen halben Erfolg. Freilich hatte sich der Dichter zu einer argen Verunstaltung des Dramas bestimmen lassen; Fiesko wirft, wie Schiller in einer „Erinnerung" auf dem Theaterzettel sagt, „zuletzt den verführerischen, schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinweg und findet eine höhere Wollust darin, der glücklichste Bürger als der Fürst seines Volkes zu sein." Nur einzelne Szenen wirkten stark, und Schiller berichtete an Reinwald: „Den Fiesko verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hierzulande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber in Berlin wurde es vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt." Ganz so groß war die Zahl der Berliner Aufführungen nicht, aber größeren Beifall fand Fiesko dort als in Mannheim, wozu denn auch beigetragen haben mag, daß sogar Plümicke den tragischen Schluß des Dramas bestehen

ließ uud ihn nur insoweit verbesserte, als er — nicht ohne ein gewisses Verständnis für einen Hauptmangel des Dramas — den Helden aus Verzweiflung über den Tod seiner Gemahlin sich selbst in dem Augenblick töten ließ, wo Verrina ihn töten wollte. Bald kam denn auch der Fiesko an das Hofburgtheater in Wien, wo Kaiser Joseph II. ihn für die Aufführung „brauchbar" machte, was für das „republikanische Trauerspiel" eine sehr zweideutige Huldigung war. Denn sowohl die Räuber als auch Kabale und Liebe blieben noch für lange Jahre von dem kaiserlichen Theater ausgesperrt.

Ueber diesen leichten Mißerfolg konnte sich Schiller nun freilich durch den glänzenden Erfolg trösten, den Kabale und Liebe bei der ersten Aufführung am 15. April hatte. Diesmal durfte er an Reinwald melden: „Mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig waren, wurde das Stück in Mannheim gegeben, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer." Das Drama machte einen ähnlichen Triumphzug durch Deutschland, wie die Räuber, rief aber auch heftigen Widerspruch hervor, den heftigsten wohl in Berlin, wo es Karl Philipp Moritz, ein angesehener Kunstkritiker, in der Vossischen Zeitung mit den stärksten Worten herunterriß und schließlich erklärte, er wasche seine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde sich wohl hüten, sich je wieder damit zu befassen.

An diesem Widerspruche brauchte Schiller nicht zu verzagen, und er hat schon ein Jahr darauf mit Moritz freundlich verkehrt. Wenn er sich nur sonst auf der Höhe hätte behaupten können, die er mit der ersten Aufführung von Kabale und Liebe in Mannheim erreicht hatte! Aber es ging nun unaufhaltsam bergab. An die kleine Handwerksarbeit, die ihm oblag, konnte er sich schwer gewöhnen; er hat nur ein einziges Stück in etwa zwölf Zeilen begutachtet, und als er einen Prolog zu dem Namenstage der Kurfürstin dichten sollte, schrieb er ihn, wie einst die Grabgedichte in Stuttgart „nach seiner verfluchten Gewohnheit satirisch und scharf", so daß seine Arbeit nicht zu gebrauchen war und die „ganze Lumpenfete" unterbleiben mußte. Eine Dramaturgie des Mannheimer Nationaltheaters, die er schreiben wollte, nach dem Muster von Lessings Hamburgischer Dramaturgie, lehnte Dalberg ab. Sie sollte dann im Jahrbuche der Deutschen Gesellschaft erscheinen, in die Schiller als Mitglied aufgenommen worden war, unter kurfürstlicher Bestätigung, die ihm einen leichten Anfall von pfälzischen Lokalpatriotismus zuzog. Allein auch dieser Plan scheiterte, und die Deutsche Gesellschaft druckte nicht einmal die Antrittsrede, mit der sich Schiller am 26. Juli in sie eingeführt hatte. Diese Rede behandelte die Frage: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?"; nach dem Titel, den ihr Schiller später gab, betrachtete sie die „Schaubühne als moralische Anstalt", gemäß einer Tendenz, die der bürgerlichen Aufklärung so eigen war, daß auch ihre feinsten Kunstkenner, wie Diderot und Lessing, sich nur eben davon befreien konnten, aber die von Schiller nicht ohne den praktischen Nebenzweck scharf unterstrichen wurde, den Bann zu brechen, den die „Fakultäten" über die „freie Kunst" verhängten. Lehnte nun aber Dalberg die Dramaturgie ab, die Schiller schreiben wollte, so vollendete Schiller das dritte Stück nicht, das Dalberg nach ihrem Kontrakte binnen Jahresfrist beanspruchen konnte.

Doch diese Saumseligkeit mißfiel dem Intendanten schwerlich in erster Reihe an seinem Theaterdichter. Der schwache Mann war überhaupt wieder an Schiller irre geworden, gerade wohl auch durch den rauschenden Erfolg von Kabale und Liebe. Die Kraftdramatik verursachte gar so großen Lärm, und der Dilettant wie der Höfling Dalberg gerieten in gleiches Mißbehagen, wenn der erste Fachmann der Zeit, der große Schauspieler Schröder, aus Wien nach Mannheim meldete: „Der Kaiser will keine Sturm- und Drangstücke und mit Recht . . . Ich hasse Schillern, daß er wieder eine Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte.“ Es kam hinzu, daß Iffland sein sogenanntes Dichtertalent entdeckte und mit der pünktlichen Lieferung seiner hausbacken-moralischen Bühnenware, die immer ganz frei von aller revolutionären Kontrebande war, das Ideal des Theaterdichters verwirklichte, das in Dalbergs Geiste leben mochte. Iffland, der früher und auch in späteren Jahren das Drama Schillers wirksam gefördert hat, ließ sich in dieser Mannheimer Zeit zu häßlichen Intriguen herab; er widerriet die Aufführung von Schillers Bühnenwerken und karikierte den Dichter sogar auf offener Szene, um dann sein heuchlerisches Bedauern darüber auszusprechen, daß man „gierig Schiller zu dem Gemälde habe sitzen lassen“, obgleich er „ängstlich jede Analogie vermieden“ habe.

In seiner diplomatischen Art wollte Dalberg nicht schroff mit Schiller brechen; er ließ durch den Theaterarzt bei ihm anfragen, ob er nicht zur Medizin zurückkehren möchte. Und Schiller begriff in seinen noch immer hochfliegenden Träumen so schwer, daß er dem edlen Gönner überschwänglich dankte und ihn um die Mittel für ein Jahr medizinischen Studiums bat. Um so schmerzlicher war die Enttäuschung, die ihn nach einem kurzen Jahre wieder zum Vogel auf dem Dache machte.

Er war im Herbste 1784 fast schlimmer dran, als zwei Jahre früher, da er aus Stuttgart floh. Die Jahreseinnahme von 12—1400 Gulden, auf die er gerechnet hatte, war kaum zur Hälfte erreicht worden; Schiller hatte als Theaterdichter etwa so viel erworben, wie er zur Abstoßung seiner Schulden ausgeworfen hatte. Im Etatmachen war er immer groß, und ebenso in der „Planschmiederei“, die er schon gegen Dalbergs Mißtrauen verteidigen mußte; auch besaß er Weltklugheit genug, sogar viel mehr, als man nach der landläufigen Vorstellung eines idealen Dichters voraussetzen mochte. Aber woran es ihm in jungen Jahren sehr gebrach, war die Weltläufigkeit; in dieser wie in anderer Beziehung mußte er bittere Nachwehen von der achtjährigen Haft in der Karlsschule spüren. Seine paar Hundert Gulden Gehalt hatte er bald für eine weitläufige Wirtschaft vertan, die ihm doch kein behagliches Heim schuf; in der Stube des Theaterdichters sah es nicht weniger wüst aus als einst in der Bude des Regimentsmedikus, und er selbst gestand bald: „Es kostet mich weniger Mühe, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirtschaft; ich stürze aus meinen idealischen Welten, sobald mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt.“

So geriet er in neue Schulden, während der Glanz des „Theatral-Poeten“ bis nach Stuttgart strahlte und die alten Gläubiger in ihrer Art aufregte. Mit dem Vater auf der Solitüde gab es peinliche Auseinander-

setzungen; er sollte helfen, aber er konnte nicht, da er selbst nicht auf Geldsäcken saß und seine Töchter nicht vergessen durfte über einen Sohn, „der mir von dem so vielen, was er versprochen, noch das wenigste hat halten können“. Nicht minder peinlich oder noch weit peinlicher mußte es für Schiller sein, daß Israel in Meiningen die Frau v. Wolzogen drängte, die sich bei ihm für Schiller verbürgt hatte. Seine Verlegenheit stieg bis zur „Desperation“, doch konnte er endlich mit Hilfe seiner Wirtsleute, eines braven Maurermeisters und Frau, die ärgste Not kehren. Als sie später selbst verarmten, ist es dem nunmehr berühmten Dichter vergönnt gewesen, die Guttat zu vergelten.

An Schulden fehlte es diesem Ritter so wenig, wie an Widersachern, und auch die Weiber hatten ihren reichlichen Anteil an seinem Leben in Mannheim. Als er dort landete, lebte noch die Lotte in seinem Herzen und im ersten Brief an die Mutter läßt er sie küssen, „wenns erlaubt ist“, aber in dem „Tumult von Zerstreuungen“, worin er lebte, verschwand ihm Bauerbach in den Schatten der Vergangenheit, und die feierlich und freiwillig gespendeten Eide, dahin zurückzukehren, drückten bald sein Gewissen. Allein gütig, wie immer, gab ihn Frau v. Wolzogen frei: „Seien Sie meinetwegen ohne Sorge, Ihre Versprechen, bei mir zu leben, konnten in Ihren Jahren ohnmöglich erfüllt werden . . . Ich sah solche, wie sie geschahen, ohne Vertrauen an; es sind mir aber auch oft Träume angenehm und da ließ ich Sie so fort schwatzen!“ Und so ließ sie ihn auch fortschwatzen, ohne Antwort, aber auch ohne Groll, als er am 7. Juni 1784 noch einmal mit halben Worten um die Lotte warb, in demselben Briefe, wo er ihr „die herrlichste Ueberraschung von der Welt“ meldete, Packete aus Leipzig und von vier ganz fremden Personen Briefe voll Wärme und Leidenschaft für ihn und seine Schriften.

Vorher hatte er seiner Freundin schon gemeldet, er verkehre bei Dalberg und Schwan, zwei Häusern, wo ausgesuchte Gesellschaft sei, und bei Dalberg gehe es fürstlich zu. Außer diesen vermenge er sich mit niemand genau, mit den Schauspielern lebe er höflich und aufgemuntert, aber äußerst zurückgezogen. Sonst besuchten ihn viele Gelehrte und Künstler, aber er attachiere sich sehr delikat. „Von Frauenzimmern kann ich das Nämliche sagen; — sie bedeuten hier sehr wenig, und die Schwanin ist beinahe die Einzige, eine Schauspielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Person ist. Diese und einige andere machen mir zuweilen eine angenehme Stunde, denn ich bekenne gern, daß mir das schöne Geschlecht von Seiten des Umgangs gar nicht zuwider ist.“ Man wird in diesen Worten eine gewisse Zurückhaltung spüren, die der Mutter der Lotte gegenüber auch erklärlich war; in einem Briefe an Goethe spricht Schiller später einmal davon, daß er mit dem Gemälde einer theatralischen Wirtschaft und Liebschaft besser bekannt sei, als er zu wünschen Ursache habe, und auch seiner künftigen Gattin schreibt er ein ander Mal, daß er in Mannheim als ein armer Tor, mit einer miserablen Leidenschaft im Busen, herumgewandelt sei.

Auf keinen Fall galt diese „miserable Leidenschaft“ der „vortrefflichen Person“, die er unter den Schauspielerinnen nennt. Er meinte Karoline Beck,

die Gattin seines Dutzfreundes Beck, in deren gastlichem Hause er gern verkehrte. Von ihr wird die bekannte Anekdote erzählt, daß sie an Schiller gelegentlich die Frage gerichtet habe, ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er die ganze Nacht dichte, worauf er in seinem schwäbischen Dialekt antwortete: „Das ischt nit anders, aber wann die Gedanken ausgehn, da mal' ich Rössel". Karoline Beck starb noch während seines Aufenthaltes in Mannheim. Um eine andere Bühnenschönheit soll Schiller ohne Erhörung geworben haben, doch diese und noch eine flatterhafte Beziehung traten zurück hinter die Neigungen, die ihn mit Margarete Schwan und Charlotte von Kalb verbanden.

Als ein ehrwürdiges Erbstück seiner ersten Biographin erben sich in den Büchern über Schiller die Sätze fort: „Immer war ihm die Liebe etwas Ernstes — eine Gottheit — der Jüngling, der mit Psyche sich vermählt, nicht der leichtsinnig flatternde Knabe." Daran ist so viel richtig, daß Schiller kein Schürzenjäger und Wüstling war, aber eine Gottheit war ihm die Liebe dennoch nicht. „Alle das Neigen von Herzen zu Herzen" hat er nie gekannt und sterblich verliebt sein, war auch für ihn kein Begriff. Eher dachte er schon an eine „Mariage" im Sinne seines praktischen Vaters, und er hat diese delikate Frage brieflich mit einer ziffernmäßigen Nüchternheit behandelt, die an dem zarten Sänger der Frauen manchmal erschreckt. Eine tiefe Liebesleidenschaft fehlt seinem Leben; was ihn an dem Weibe anzog, war das einfache, hingebende und, um es mit einem scharfen, aber erschöpfenden Worte zu sagen, geistig unbedeutende Geschöpf, das sich so innig, so biegsam an unsere Launen schmiegt und keine größere Wonne kennt, als die Sklavin des geliebten Mannes zu sein.

Diesem Ideal entsprachen weder Margarete Schwan noch Charlotte v. Kalb. Margarete war eine glänzende und heitere Schönheit, die bei ihren zwanzig Jahren ihrem frühe verwitweten Vater einen stattlichen Haushalt führte, die um einige Jahre ältere Charlotte eine melancholische Erscheinung, deren große kluge Augen nach einem Worte Herders die Wirklichkeit doch immer nur in schwankenden Bildern sahen. Früh verwaist war sie durch eine freudlose Jugend vereinsamt; „als Kind habe ich mich ausgeweint", pflegte sie zu sagen. Sie war eine geborene Ostheim, und ihren Mädchennamen hat Schiller in Kabale und Liebe verewigt, in jener Friederike von Ostheim, die der Präsident, um das Herz seines Sohnes zu prüfen, ihm als die „untadeligste Partie im Lande" vorschlägt. Charlotte wurde das Opfer einer Zwangsehe; ihr Gatte war ein Offizier in französischem Dienste und stand in der Festung Landau, während sie in Mannheim lebte, nicht schon in absichtlicher Trennung, sondern weil die französische Sitte den Offiziersfrauen den Aufenthalt in den Garnisonen ihrer Männer verbot. Die Kalbs und die Ostheims gehörten zum thüringischen Hofadel, und aus dem Verkehrskreise der Frau v. Wolzogen war diese neue Freundin für Schiller entstanden; ein Brief Reinwalds hatte sie ihm, als sie zuerst mit ihrem Gatten nach Mannheim kam, als seiner Geistesprodukte „große Bewundererin" empfohlen.

Mit ihr wie auch mit der „Schwanin" verkehrte Schiller in freundschaftlichen Formen, und beide haben ihn, dessen salopve Erscheinung noch für

die Mannheimer Zeit bezeugt wird, auch gesellschaftlich ein wenig gestutzt. So konnte Charlotte ihn zu Weihnachten 1784 mit einem Empfehlungsschreiben an eine befreundete Hofdame nach Darmstadt senden, wo er beim Erbprinzen den ersten Aufzug seines Don Karlos vorlesen durfte. Unter den Hörern befand sich der Herzog Karl August von Weimar, der eine darmstädtische Prinzessin geheiratet hatte; er belohnte die Vorlesung mit dem Titel eines Weimarischen Rates. Der neue „Charakter“ machte nicht nur auf der Solitüde große Freude, sondern auch Schiller selbst fühlte sich gehoben, da seine soziale Position dadurch gestärkt wurde; Dalberg bekam es sofort zu spüren in einem energischen Schreiben, worin ihn Schiller wegen einer mißlungenen Vorstellung von Kabale und Liebe abkanzelte.

Leben konnte Schiller freilich nicht von dem Ratstitel, und so suchte er sich in einer Zeitschrift, die er Rheinische Thalia taufte, die Grundlage seiner materiellen Existenz zu machen. Ihren Prospekt datierte er von dem Tage, wo er 25 Jahre alt wurde; er war sozusagen seine geistige Mündigkeitserklärung und begann gleich mit der Erklärung: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient“. Er warf einen Rückblick auf sein junges Leben, mit scharfer Kritik der Karlsschule, wenn auch mit schonenden Worten für den Herzog von Württemberg, von dem sein Vater abhängig war. „Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranze dieses Fürsten reißen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsschule hat das Glück vieler Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt halten sollte.“ Nun aber erklärte Schiller alle seine Verbindungen für aufgelöst. „Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehör' ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehre ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen anderen Thron mehr zu appellieren als an die menschliche Seele.“ Er verlangt nur nach solchen Subskribenten, die ihm ein persönliches Mitgefühl entgegenbringen. „Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr wert war als seine Werke, und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.“ Es waren überhitzte Worte, und sie waren auch nicht ganz ehrlich gemeint, denn auf den Tamtam bei publizistischen Unternehmungen hat sich Schiller trotz alles idealen Schwunges immer recht gut verstanden.

Nüchtern genug äußerte er sich ein paar Wochen später in dem Dankbriefe an die Leipziger Verehrer, die ihn im Sommer durch eine huldigende Sendung überrascht hatten: „Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich diese Rolle in der Welt spielen will, aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit Ihrer Vorstellung aus. Ueberdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Spekulationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das leugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer anderen Sphäre würde beschäftigt haben.“ Zwingende Not hatte die Thalia geboren, aber es

war ihr nicht gegeben, diese Not zu bannen. Uneingedenk aller übler Erfahrungen hatte Schiller sie wieder in Selbstverlag genommen und mußte nun bald erkennen, daß er für den „äußerst lästigen Brief- und Krämerkommerce“ nicht geschaffen war und sich zum Kaufmann überhaupt so wenig schicke wie zum Kapuziner.

Groß und weit genug war der Plan des neuen Unternehmens gezogen; was die Thalia bringen sollte, verkündete der Prospekt in ausmalender Breite: Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen, Philosophie für das handelnde Leben, schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz, deutsches Theater, Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken, Beurteilungen wichtiger Männer und Schriften, Geständnisse von mir selbst, Korrespondenzen, Anzeigen, Miszellaneen. Allein es fehlte jede genügende Vorbereitung, und als das erste Heft im März 1785 erschien, enthielt es nur Beiträge vom Herausgeber selbst. Der bedeutendste darunter war der erste Aufzug des Don Karlos, der dem Herzoge von Weimar in demselben überschwänglichen Tone gewidmet wurde, worin Schiller eben erklärt hatte, als Weltbürger zu schreiben, der keinem Fürsten diene. „Mit unbegrenzter Verehrung“ versicherte der „untertänigst gehorsamste“ Dichter: „Wie teuer ist mir der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf.“ Doch bei den bürgerlichen Aufklärern darf man dergleichen Dinge nie auf die Goldwage legen.

Sonst enthielt das erste Heft der Thalia die Rede über die Schaubühne, die das Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft verschmäht hatte, eine Uebersetzung aus Diderot und eine Plauderei über den Antikensaal in Mannheim, die zum erstenmal ein lebhaftes Interesse Schillers für die Antike bekundete. Dazu kam ein Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters, eine flüchtige Arbeit, die mit Lessings Dramaturgie nur die eine Aehnlichkeit hatte, daß sie ihren Verfasser mit der „äußerst reizbaren Menschenklasse“ der Schauspieler überwarf.

Inzwischen war Schiller schon entschlossen, Mannheim zu verlassen. Die Möglichkeit dazu bot ihm die „freundliche Ueberraschung“, die ihm aus Leipzig beschert worden war. Sie rührte von zwei Brautpaaren her: den jungen Mädchen Dora und Minna Stock, den Töchtern eines Kupferstechers, bei dem Goethe in seiner Leipziger Zeit verkehrt hatte, dem Konsistorialrat Christian Gottfried Körner, der mit Minna, und dem angehenden Schriftsteller Ludwig Huber, der mit Dora verlobt war. Dora, eine nicht unbedeutende Künstlerin, hatte die Schattenrisse der Vier gespendet, Minna eine kostbar gestickte Brieftasche und Körner eine Komposition zu dem Liede Amaliens in den Räubern. Mit einem kurzen Begleitschreiben hatte Körner in ihrer aller Namen den „großen Mann“ begrüßt, der in einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdige, gezeigt habe, was der Mensch jetzt noch vermöge. „Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache als das Ihrige ist, werde gezeigt haben,

daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu nichts helfen."

Durch Schwan, dessen Buchhandlung die Sendung vermittelt hatte, erfuhr Schiller die Namen zeitig genug, doch bedankte er sich erst am 7. Dezember; „traurigste Stimmungen" und auch „unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken ihm in diesem Augenblicke noch Wunden schlage", müssen herhalten, sein Säumnis zu entschuldigen. Es sah auch mehr nach einer verlegenen Ausrede als nach einer festen Absicht aus, wenn Schiller hinzufügte, er habe nicht ohne Grund gehofft, auf einer Reise nach Berlin die Geschenkgeber persönlich zu begrüßen, doch sei es möglich, daß er zur Jubilatemesse nach Leipzig käme. Erst die freundliche Antwort Körners vom 11. Januar 1785 scheint den Gedanken einer Uebersiedelung nach Leipzig in Schiller ernsthaft gereift zu haben. „Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten", schrieb Körner, „aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst so bald als möglich. Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt." Darauf antwortete Schiller in einem „kolossalischen" Briefe, von dem Hebbel sagt, überall zeige er die hohle Geschraubtheit des Jahrhunderts, die dadurch poetisch zu werden glaube, daß sie für triviale Gedanken unerhörte Ausdrücke erfinde, aber zwischendurch blitze, gerade zur rechten Zeit, wenn eben der Widerwille aufsteigen wolle, die große Schillersche Individualität auf.

Jedoch gilt dies Urteil mehr von dem ersten Teil des Briefes, der vom 10., als vom zweiten, der vom 22. Februar datiert ist. Im ersten Teile nimmt Schiller die Einladung nach Leipzig mit überstiegenen, aber doch auch wieder lässigen Worten an, dagegen beginnt der zweite Teil: „Hier bin ich neulich durch einen unvermuteten Besuch unterbrochen worden, und diese zwölf Tage ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit gibt, als ich mir habe träumen lassen — die Epoche in meinem Leben macht. Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ichs in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Heimat sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen . . . Sehen Sie, ich muß es Ihnen gerade heraussagen, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt und auch unwiderruflich erklärt, daß ich in drei bis vier Wochen abreise, nach Leipzig zu gehen. Etwas Großes, etwas unaussprechlich Angenehmes muß mir da aufgehoben sein, denn der Gedanke an meine Abreise macht mir Mannheim zu einem Kerker, und der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir, wie das Bewußtsein eines Mords." Diese Sprache ist nicht gekünstelt; ein Erlebnis, das den Schreiber tief ergriffen hat, muß in die Mitte des Februar fallen.

Es ist nicht urkundlich zu erweisen, aber nach diesem Briefe, den mystisch dunklen Denkwürdigkeiten, die Charlotte v. Kalb in hohem Alter diktiert hat

und zwei Gedichten Schillers aus dieser Zeit: der Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation, ist es wahrscheinlich, daß es damals zwischen ihm und der Freundin zu einer Katastrophe gekommen ist. Es scheint, daß seine Absicht, Mannheim zu verlassen, die schlummernde Leidenschaft in ihr zu einem heftigen Ausbruche gereizt hat. Aber es scheint auch, daß sie dann wieder seinem stürmisch erweckten Begehren die Resignation auferlegt hat. Sie hatte den Mut zu nehmen, aber nicht den Mut, zu geben. Wie der Brief an Körner, deutet auch die Freigeisterei der Leidenschaft auf wirklich Erlebtes hin:

Jetzt schlug sie laut, die heißerflehte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blick.

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke,
Und ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Mut zurücke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!

Und so färbt auch bittere Erinnerung noch die Strophen der später entstandenen Resignation, die von Hoffnung und Genuß sprechen:

Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugemessnes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.

Es sind die einzigen Liebesgedichte, die Schiller je gedichtet hat, denn seine Oden an Laura zählen überhaupt nicht, und was er später seiner Frau oder auch wohl einer anderen Geliebten ins Stammbuch geschrieben hat, geht über die Grenzen freundschaftlicher Neigung nicht hinaus. Und es ist charakteristisch für seine Lyrik, daß diese Liebesgedichte heute nur noch um ihres philosophischen Gehalts wegen interessieren. Sie sind nicht ohne Grund dafür angesprochen worden, daß der Dichter in ihnen sich schon als Kantianer offenbare, ohne noch eine Ahnung von Kant zu haben. In beiden Gedichten kämpft eine verzehrende Sinnlichkeit mit dem Gedanken der Pflicht; in der Freigeisterei bäumt sich die Sinnenwelt gegen die grausame Härte des Sittengesetzes auf, in der Resignation aber siegt das moralische Reich, wenn auch nur so, daß der Verzicht auf die Vergeltung der Tugend im Jenseits fast als Hohn erscheint auf alle, die sich durch die Hoffnung auf eine solche Vergeltung um den Sinnengenuß prellen lassen.

Wie nun aber immer die Katastrophe zwischen Schiller und Charlotte v. Kalb sich abgespielt haben mag, sie hat mehr einen betäubenden, als er-

schütternden Eindruck auf den Dichter gemacht. Hätte ihn wirklich eine tiefe Liebesleidenschaft an Charlotte gefesselt, so hätte er nicht wenige Wochen darauf, als er eben in Leipzig angelangt war, bei Vater Schwan brieflich um die Hand Margaretens angehalten. Der gewiegte Geschäftsmann lehnte den Antrag unter einer höflichen Wendung ab und teilte ihn zur größeren Sicherheit nicht einmal der Tochter mit. Noch bezeichnender ist, daß sich Schiller schon in dem „kolossalischen Briefe“ an Körner beruhigt, je länger er schreibt, und mit der trockenen Bemerkung schließt: „Auf einige andere Artikel schreibe ich morgen ganz gewiß an Huber.“ Und in diesem Briefe an Huber werden dann die „Geschäfte“ schon wieder ganz in der Art des jungen Schiller erledigt, die man unmöglich tragisch nehmen kann.

Neben der leidenschaftlichen Begierde, die neuen Freunde zu sehen, will Schiller nach Leipzig gehen, teils um sich mit dem Herzoge von Weimar auf einen gewissen Fuß zu arrangieren, teils um seine Arbeiten möglichst gut zu verwerten und namentlich auch einen Verleger für die Thalia zu gewinnen. Außerdem will er „vorzüglich durch seines guten Herzogs Mitwirkung förmlich Doktor“ werden. So schnell er nun auch seine Sache in Weimar persönlich durchsetzen könne, so müsse er doch dahin reisen und sich vorher in Mannheim loseisen. So soll Huber ihm 300 Taler Vorschuß von Buchhändlern oder „von anderen Juden“ verschaffen. Zur Sicherheit fügte Schiller gleich einen Tilgungsplan dieser Schuld dabei, der nur an dem kleinen Fehler litt, vorauszusetzen, daß ihm die Thalia, von der noch kein Heft erschienen war, eine jährliche Reineinnahme von 8—900 Reichstalern abwerfen würde.

Zum Glück war Schiller diesmal an den richtigen Mann gekommen. Körner hatte sich mit einem Teil seines Vermögens an dem Geschäft des Leipziger Buchhändlers Göschen beteiligt. Er ließ den gewünschten Vorschuß sogleich aus seinem Guthaben auszahlen und veranlaßte auch, daß Göschen den Verlag der Thalia übernahm. Diese diskrete Regelung der pekuniären Schwierigkeiten ließ nun selbst den Alten auf der Solitüde an die Zukunft seines Fritz glauben; er sprach seine höchste Billigung über das erste Heft der Thalia aus und fügte hinzu: „Ich wundere mich nicht, wenn der Buchhändler in Leipzig so viel Honorarium bietet, denn die Purschen haben ihre Leute an sich, welche so etwas zu beurteilen wissen.“

In der zweiten Aprilwoche etwa brach Schiller nach Leipzig auf. Die letzte Nacht in Mannheim verbrachte er mit Streicher, der in allen Fährnissen und Nöten, wie immer, treu zu ihm gehalten hatte. Von trüben Erfahrungen war die Laufbahn des Bühnendichters begleitet gewesen, und Schiller ergab sich der „Planschmiederei“ für die Zukunft: er wollte Rechtswissenschaft studieren und an einem der kleinen sächsischen Höfe gedachte er eine schnelle Laufbahn zu machen. Die Freunde schieden unter dem Versprechen, sich nicht eher zu schreiben, als bis der eine Minister, der andere Kapellmeister geworden sein würde. Sie haben sich nicht wiedergesehen.

Leipzig und Dresden.

Wie viele Enttäuschungen der junge Schiller in seinem Leben schon erlitten hatte, der Empfang, den er bei den Freunden in Leipzig fand, durfte

ihn für vieles entschädigen. So friedliche und glückliche Tage, wie er nun in Leipzig und Gohlis und dann vom Herbste 1785 ab in Dresden und Loschwitz verlebte, hatte er noch nie gesehen.

Seine damalige Stimmung spiegelt sich in dem Lied an die Freude wieder, das als eine Art Bundeslied für den Kreis der „heiligen Fünf" entstand. Später hat Schiller vom ästhetischen Standpunkt aus sehr schroff über das Gedicht geurteilt und es sogar von der Sammlung seiner Gedichte ausgeschlossen; er meinte, nur weil es einem fehlerhaften Geschmacke der Zeit entgegengekommen sei, habe es die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Aber so altfränkisch dieser Geschmack mehr und mehr geworden ist, der hinreißende Schwung des Gedichtes hat sich an jedem neuen Geschlechte siegreich erprobt, das seitdem gekommen ist, und über Schillers Leben leuchteten freundlichere Sterne, seitdem er den freudetrunkenen Ruf anstimmen durfte:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein —

Die Anziehungskraft Schillers, die Goethe später gerühmt hat, ist ihm von jeher eigen gewesen, und es hat ihm nie an Freunden gefehlt, die treu zu ihm hielten. Aber einen Freund, wie Körner war, hatte er noch nie gefunden; weder mit den Karlsschülern in Stuttgart, noch mit den Schauspielern in Mannheim, ließ sich dieser Sohn eines Leipziger Professors vergleichen, der, nur um drei Jahre älter als Schiller, ihm als gefesteter Mann gegenübertrat. Körner besaß eine gründliche und solide Bildung; er hatte sich in mehr als einem Fache der Wissenschaft umgesehen und war auf ausgedehnten Reisen mit der Welt bekannt geworden.

In seiner Jurisprudenz sah er nur ein „Brotstudium" und eine „angebliche Beschäftigung"; ihm ekelte „vor dem buntscheckigen Gewebe willkürlicher Sätze, die trotz ihrer Widersinnigkeit dem Gedächtnis eingeprägt werden mußten". Seine tiefste Teilnahme gehörte wohl den philosophischen Studien, und er zählte zu den ersten Anhängern Kants, aber auch ästhetischen Fragen war er zugewandt, und mit merkwürdiger Sicherheit schrieb er gleich in seinem zweiten Briefe an Schiller: „Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel. Dies ist gleichsam bestellte Arbeit." Eine eigentlich produktive Natur war Körner nicht und außerhalb seiner amtlichen Berufspflichten schwerfällig in allem Schaffen, aber als er in dunklem Bewußtsein dieses Mangels, ebenfalls in einem seiner ersten Briefe an Schiller, sich darüber beklagte, nicht etwas zu tun, wodurch man seine Schulden dem Glück abtrage, antwortete ihm der Freund auch an seinem Teil mit den überaus treffenden Worten: „Danken Sie dem Himmel für das beste Geschenk, das er Ihnen verleihen konnte, für dies glückliche Talent zur Begeisterung."

Aus diesem Talent hat Schiller reichen Gewinn gezogen, jetzt und fortan. Es war nur schlichte Wahrheit, als er ein Dutzend Jahre nach ihrer ersten Bekanntschaft an Körner schrieb, ihr gegenseitiges Verhältnis sei durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Teil ihrer Existenz geworden. Immer und immer in den nächsten Jahren, wenn

Schiller an seinem dichterischen Berufe zweifelte, drängte ihn Körner mit unbeirrbarer Sicherheit darauf zurück, und oft genug vertrat der praktische Geschäftsmann die Rechte des Genius gegen die nüchternen und prosaischen Einwendungen des Dichters selbst. Nicht reich, aber vermögend, hat Körner manchen Stein von Schillers Lebenswege zu räumen gewußt, und er hat es mit unvergleichlichem Takte getan. So auch hatte er seine Lebensgefährtin in der armen, aber anmutigen und liebenswürdigen Waise Minna Stock gewählt, und nach dreijährigen schweren Kämpfen stand er jetzt mit ihr an der Pforte der Ehe.

Als Erbin des väterlichen Talents war Dora Stock bedeutender als die jüngere Schwester Minna, aber sie war minder anmutig und minder liebenswürdig, und auch ihr Verlobter Ludwig Huber, der um fünf Jahre jünger war als sie, konnte sich mit Körner nicht messen. Als er nach langjährigem Brautstande die Verbindung mit Dora löste, hat ihn Schiller „einen räsonierenden Weichling nnd einen gutmütigen Egoisten" gescholten, vielleicht doch zu schroff, denn auch Dora war ein schwieriger Charakter. Sie blieb unvermählt, und in ihrem Alter hat Heinrich v. Kleist die Frau, die Goethe und Schiller ihre Freundin genannt hatten, in der abschreckenden Kunigunde seines Käthchens von Heilbronn freilich wohl mehr karikiert, als porträtiert.

Als Schiller nach Leipzig kam, fand er nur die Schwestern Stock und Huber vor, da Körner durch sein Amt in Dresden gefesselt wurde, und mit ihnen nahm er bald einen ländlichen Aufenthalt in Gohlis. Er teilte sein Stübchen, das bis heute erhalten ist, mit seinem neuen Verleger Göschen, der sich dieser herrlichen Zeit noch in der Stunde des Todes mit Freuden erinnern wollte. „Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Zirkel, verglichen mit den Produkten seines Geistes, ein großes Rätsel. Ich kann nicht sagen, wie dankbar und nachgebend er gegen jede Kritik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet." Eine Probe davon gab Schiller durch den friedlichen Verkehr mit Moritz, der ihn in der Vossischen Zeitung um alle literarische Ehre rezensiert hatte; als Moritz nach Gohlis kam, empfing Schiller ihn freundlich und las ihm sogar Szenen aus seinem Karlos vor.

Als dann Körner im August seine Minna heimgeholt hatte und Dora mit ihnen gezogen war, ertrug es Schiller in dem einsamen Gohlis nicht mehr lange, und schon im September folgte er den Freunden nach Dresden. Hier begann nun erst recht ein frohes Leben, von dem außer dem Lied an die Freude auch einige Gelegenheitsscherze Schillers noch heute ein so ergötzliches wie lebendiges Zeugnis ablegen: am Kohlenmarkt in der Neustadt, wo Schiller und Huber in einer gemeinsamen Wohnung gegenüber Körners hausten, und draußen auf dem großen Weinberge in Loschwitz, den Körner sich gekauft hatte. Keiner der „heiligen Fünf" hat diese Tage je vergessen, und als Huber, der einzige Abtrünnige, gestorben war, fand Schiller, nun schon selbst am Ende seiner Tage, das milde Wort: „Denn ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, so lebte er doch nur für uns und war an eine zu schöne Zeit unseres Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu sein."

Aber vielleicht gedachte Schiller dieser Zeit auch, als er später sagte, daß des Lebens ungemischte Freude keinem Irdischen zu teil werde. Seiner literarischen Produktion waren die beiden Jahre nicht günstig. Er brachte den Karlos nur mühselig fertig, ruck- und stoßweise; was er neu begann, blieb meist Bruchstück, so der Menschenfeind, ein dramatischer Anlauf, der Geisterseher, das erste Buch eines Romans, die Philosophischen Briefe, die allmählich versandeten; nur der Verbrecher aus verlorener Ehre, eine kleine und in ihrer Art musterhafte Novelle, wurde vollendet. Den Stoff zu dieser Novelle gab die Geschichte eines schwäbischen Räubers her, sowie auch der Geisterseher die Bekehrung des Herzogs Karl Alexander von Württemberg zum katholischen Glauben dichterisch behandeln sollte und das Hauptstück der Philosophischen Briefe sogar ein Manuskript noch aus den Stuttgarter Tagen war. Und von mancher dieser Arbeiten mag es noch fraglich sein, ob sie je das Licht des Tages erblickt haben würde, wenn die Spalten der Thalia nicht nach Stoff geschrien hätten.

Kein Zweifel, daß Schiller in jenen Tagen eine innere Revolution durchgemacht hat. Was an männlicher Energie und Tatkraft in ihm lebte, war durch den Druck seiner schwäbischen und pfälzischen Zeit zu revolutionärer Energie geläutert worden; nun dieser Druck von ihm genommen war, trat jene nachdenkliche und spekulative Seite hervor, die nicht minder tief in seiner Individualität wurzelte, „der Trieb“ wie Wilhelm v. Humboldt sagte, „alles Endliche in ein großes Bild zu fassen und es an das Unendliche anzuknüpfen“. Dieser Trieb regte sich um so mächtiger, als die sächsische Kultur damals hoch über der schwäbischen und pfälzischen Kultur stand. Im Verkehr mit dem Kantianer Körner verflüchtigten sich die biblischen Vorstellungen, die Schillers Jugenddramen noch völlig beherrscht hatten. In den Philosophischen Briefen schrieb Julius-Schiller an Raphael-Körner: „Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit kurzem aus mir geworden? Selige, paradiesische Zeit, — — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermärchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen . . . Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete.“ In diesen Sätzen ist viel Rhetorik erhalten, denn sonst fehlt jedes Zeugnis dafür, daß Schiller durch seinen Bruch mit dem christlichen Glauben tief erschüttert worden sei, aber was er schmerzlich empfand, war von nun an der Mangel an der philosophischen Bildung, die ihm klar und sicher in den — von Körner selbst geschriebenen — Briefen Raphaels entgegentrat.

Und nicht minder empfindlich machte sich ihm der Mangel an historischer Bildung geltend, seitdem er von dem Glauben an die Vergeltung des Jüngsten Gerichts zu dem Bekenntnis gelangt war, das eben diesen Dresdner Tagen angehört: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Am 15. April 1786 schrieb er an Körner: „Ich muß ganz andere Anstalten treffen mit dem Lesen. Ich fühle es schmerzlich, daß ich noch so erstaunlich viel lernen muß,

säen muß, um zu ernten. Im besten Erdreich wird der Dornstrauch keine Pfirsiche tragen, aber ebenso wenig kann der Pfirsichbaum in einer leeren Erde gedeihen. Unsere Seelen sind nur Destillationsgefäße, aber Elemente müssen ihnen Stoff zutragen, um in vollen saftigen Blättern ihn auszuschwellen. Täglich wird mir die Geschichte teurer. Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst du, daß ich es noch werde nachholen können?" Es war eine tiefe Notwendigkeit seines innersten Wesens, die zu Schillers historischen Studien führte; die Arbeit am Karlos, die gewöhnlich dafür angezogen wird, gab ihnen nur die äußere Richtung.

Diese inneren Kämpfe Schillers drängten ihm die Frage nach seiner Zukunft um so gebieterischer auf. Er konnte auf die Dauer nicht von der Freundeshilfe Körners leben; Körner sogar, so gern er gab, hätte eine solche Zumutung als seines Freundes unwürdig weit von sich gewiesen, geschweige denn, daß Schiller je daran denken durfte. Dresden selbst bot ihm aber sonst nichts, denn dank dem bigotten Hofe hatte die sächsische Hauptstadt wenig gemein mit der sächsischen Kultur. Eine „Wüste der Geister" nannte Schiller die Stadt, und ihre Bewohner, denen höfische Untertänigkeit seit Jahrhunderten in Fleisch und Blut übergegangen war, schalt er gar ein „seichtes, zusammengeschrumpftes, unleidliches Volk"; auch am Theater hatte er keinen Anhalt, da es unter einer wahrhaft kindischen Zensur stand und von einem Italiener geleitet wurde, dem jedes Verständnis für deutsche Dichtung fehlte. So war Schiller nur auf den Umstand an Dresden gefesselt, daß Körner zufällig hier eine amtliche Anstellung hatte, und dies ungesunde Verhältnis mag auch ihr schönes Freundschaftsverhältnis getrübt haben. Zwei Jahre nach ihrer Trennung schrieb Schiller an Körner: „Warum müssen wir getrennt von einander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von euch ging, ich hätte euch nie verlassen oder hätte mich bald wieder zu euch gefunden. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und notwendig war, aber es ist doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut." So schroff, wie diese rückblickenden Worte die Notwendigkeit schildern, mag sie sich im Augenblicke der Trennung noch nicht dargestellt haben, denn Schiller hat den Entschluß lange erwogen und ihn endlich nur ausgeführt unter dem offenbar aufrichtigen Versprechen einer baldigen Wiederkehr.

Wohin er aber seinen Stab zu setzen habe, wenn er ging, ist ihm im Grunde nicht zweifelhaft gewesen. Vorübergehend dachte er an Meiningen, wo nun seine ältere Schwester mit Reinwald verheiratet war, oder an Wien, wo sein Fiesko so großes Glück gemacht hatte, oder an Hamburg, wo Schröder durch die Fragmente des Karlos für ihn gewonnen war. Aber sein eigentliches Augenmerk blieb doch immer auf Weimar gerichtet, wohin er ja schon von Mannheim aus — mit einem nur vorübergehenden Aufenthalt

bei den Leipziger Freunden — getrachtet hatte. Nun lockte ihn noch ein neuer Magnet nach Weimar in der Gestalt Charlottens v. Kalb, die dahin übergesiedelt war und brieflich längst wieder mit ihm angeknüpft hatte. So bewegt war er dadurch freilich nicht, um sich nicht in eine Dresdner Schönheit zu verlieben, die ihm im Januar 1787 auf einem Maskenballe begegnet war. Sie hieß Henriette v. Arnim und war dem Dichter nicht unhold, aber durch ihre kupplerische Mutter wurde sie ihm entleidet. Wie diese Enttäuschung dem Entschlusse Schillers, aus Dresden zu scheiden, den letzten Anstoß gab, so mag sie ihm Charlottens Bild auch wieder näher gerückt haben.

Nachdem er den Freunden, im Walde gelagert, die letzten Akte des nun endlich vollendeten Karlos vorgelesen hatte, an einem Abend, der ihnen allen immer in der Erinnerung geblieben ist, reiste Schiller am 20. Juli 1787 nach Weimar ab.

Don Karlos.

Seitdem Schiller von Dalberg auf die Geschichte des Don Karlos als einen tragischen Stoff aufmerksam gemacht worden war, waren nicht weniger als fünf Jahre verflossen, und mindestens vier Jahre hat er urkundlich an diesem dramatischen Gedichte geschaffen.

Denn am 14. April 1783 schrieb er aus Bauerbach, „früh in der Gartenhütte“, an Reinwald: „In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund, und meinen Karlos . . . Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Karlos und Julius abmessen. Nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' Julius, und den Puls von mir. Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch, auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen.“ Es war derselbe Brief, worin Schiller erläuterte, daß alle Geburten unserer Phantasie zuletzt wir selber wären.

Aus Reinwalds Nachlaß hat sich auch der erste Entwurf der Tragödie erhalten, ein noch sehr farbloses und karges Schema, immer aber doch ausreichend, um zu erkennen, daß es sich nur um ein Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause handeln sollte. Aus einer phantastischen Erzählung, die von einem französischen Geistlichen schon hundert Jahre früher veröffentlicht worden war, hatte Schiller seinen Stoff genommen und ihn zwar für seine dramatischen Zwecke mannigfach umgestaltet, aber doch an dem eigentlichen Kerne der Fabel festgehalten, der — ganz unhistorischen — Liebe zwischen Stiefmutter und Stiefsohn. Umgarnt von höfischen Intriguen, fallen die Liebenden dem Argwohn des Königs zum Opfer. „Das Zeugnis der

Sterbenden und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät. Schmerz des betrogenen Königs und Rache über die Urheber." So weist der ursprüngliche Entwurf des Dramas eine große Aehnlichkeit mit Kabale und Liebe auf; auch sollte er damals wie Schillers andere Jugenddramen in Prosa ausgeführt werden.

In Mannheim jedoch entschloß sich Schiller nach dem Vorbilde Lessings für den fünffüßigen Jambus. Es ist wahrscheinlich, daß Dalbergs Einfluß dabei mitgespielt hat; er bemühte sich in jener Zeit, in seiner Abneigung gegen den Sturm- und Drangstil, den Dichter auf das französische Muster hinzuleiten, und in der Tat begann Schiller die französischen Dramatiker zu studieren, nicht nur, wie er an Dalberg schrieb, um seine dramatischen Kenntnisse zu erweitern und seine Phantasie zu bereichern, sondern auch um dadurch zwischen zwei Extremen, englischem und französischem Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen. Dies Studium hat namentlich auf die Komposition des Karlos eingewirkt. Dann aber floß auch viel Erlebtes in den Stoff ein. Die heftige Spannung, in die der Dichter damals mit seinem Vater geriet, hat auf die Szenen zwischen dem Infanten und dem Könige frisch abgefärbt, und die Königin Elisabeth, die lebendigste Frauengestalt, die Schiller bis dahin geschaffen hatte, trug die verschönten Züge Charlottens v. Kalb. Vor allem aber hob sich die Gestalt des Königs Philipp, und in der Einleitung zu dem ersten Aufzuge des Dramas, den Schiller in der Thalia veröffentlichte, sagt er: „Wenn dieses Trauerspiel schmelzen soll, so muß es, wie mich däucht, durch die Situation und den Charakter König Philipps geschehen. Auf der Wendung, die man diesem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie . . . Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, sobald von Philipp dem Zweiten die Rede ist — mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet." Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, daß die Leipziger Freunde gerade auf diesen künstlerischen Fortschritt hofften, noch ehe das erste Heft der Thalia erschienen war; Huber schrieb in seinem ersten Briefe an Schiller, sie erwarteten von ihm einen neuen Tyrannen, nicht die gewöhnlichen Theatertyrannen, die vom Dichter durch allerlei, in den Mund bedrängter Prinzen oder leidender Prinzessinnen gelegten Ehrentitel und vom Schauspieler durch die ellenlangen Schritte und die brüllende Baßstimme gekennzeichnet würden.

So mag der Verkehr mit diesen Freunden dazu beigetragen haben, daß sich die Gestalt des Königs bei der weiteren Arbeit des Dichters an dem Drama noch mehr verfeinert hat. Dagegen ist nicht mehr nachzuweisen, was den Dichter veranlaßt hat, nachdem er den zweiten Aufzug langsam im Laufe eines Jahres vollendet hatte, nun plötzlich seinen ganzen Plan umzuwerfen, und den Marquis Posa, der bis dahin nur in einer Nebenrolle, als Vertrauter des Infanten, aufgetreten war, zum eigentlichen Helden zu machen. Schiller selbst hat sich darüber nur mit dem allgemeinen Worte erklärt, Karlos sei in seiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem Grunde, als weil er dem Infanten in Jahren zu weit vorausgesprungen sei, und aus der entgegengesetzten Ursache habe der Marquis Posa den Platz des Helden eingenommen.

Ueber die Auslegung dieser Sätze durch die bürgerliche Gelehrsamkeit, wonach sich Schiller vom Räuber Moor bis zum Marquis Posa aus einem wüsten Revoluzer zu einem staatsmännischen Liberalen abgeklärt habe, braucht kein Wort verloren zu werden. Eher leitet eine Bemerkung Schillers in seinen Briefen über den Karlos auf die richtige Spur: er sagt hier, er sei weder Illuminat noch Freimaurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein hätten, und dieser Zweck der wichtigste für die menschliche Gesellschaft sei, so müsse er dem Zweck des Marquis Posa mindestens sehr nahe verwandt sein. Hält man daneben, daß Schiller im Geisterseher, an dem er gleichzeitig wie am Karlos arbeitete, den umgekehrten Prozeß schildert, wie sich der Jesuitismus eines Fürsten für seine Zwecke bemächtigen will, so liegt es nahe, anzunehmen, daß Schiller sich in seiner Dresdner Zeit eingehender mit diesen Dingen beschäftigt hat, und das ist um so wahrscheinlicher, als sie in dem Briefwechsel Schillers mit Körner einen mannigfachen Wiederhall fanden, nachdem Schiller aus Dresden geschieden war. Er berichtete über seinen Verkehr mit Bode, der eine maßgebende Rolle im Freimaurerorden spielte, und auch über Weishaupt schrieb er einmal ausführlich, den Stifter des Illuminatenordens, der ganz in seiner Nähe als Legationsrat am Koburger Hofe lebte. Körner selbst kann in dieser Richtung freilich nicht auf Schiller eingewirkt haben; in einer Kritik des Heimlichen Gerichts, eines dramatischen Versuchs, den Huber in der Thalia veröffentlichte, bemerkte er trocken, daß „die ganze Ordensidee auf einer Sophisterei des Geistes und des Herzens“ beruhe.

So war es in der Tat: der Freimaurer- wie der Illuminatenorden waren ohnmächtige Anläufe seichter Aufklärung gegen die in ihrer Art großartige Organisation des Jesuitenordens. Weishaupt, ursprünglich ein katholischer Priester, dachte etwa so klar, wie heutzutage ein altkatholischer Professor. Der von ihm gestiftete Orden sollte namentlich Fürsten und Minister für diese Ziele zu gewinnen suchen: Herrschaft der Vernunft, politische und religiöse Aufklärung und Verbreitung republikanischer Denkweise. Er hat auch mehrere deutsche Fürsten gewonnen, so den Herzog von Braunschweig, der als Seelenverkäufer beinahe noch den Herzog von Württemberg übertrumpfte und sich dann allerdings um die französische Republik verdient gemacht hat, indem er sich bei Valmy von ihren Truppen ins Bockshorn jagen ließ. Der Freimaurerorden hatte an seinem Teil eine gewisse Tradition hinter sich, aber deshalb war er dem wirklichen Leben der Zeit nicht weniger entfremdet. Als Bode im Herbst 1787 von einer Reise nach Paris zurückkehrte, erfuhr Schiller von ihm, daß die französische Nation alle Energie verloren habe und sich mit schnellen Schritten ihrem Verfall nähere. Die Einführung der Notabeln wäre nur ein Kniff der Regierung; sie hätte ihn fünf Jahre zu früh gebraucht und noch etwas unerwarteten Gegendruck gefunden; fünf Jahre später hätte sie diesen nicht mehr riskiert. Das Parlament wolle nichts bedeuten; es mache Schulexerzitien, wie die Schulknaben in den Gymnasien und so weiter.

Marquis Posa tritt nun zwar als Ritter des Malteserordens auf, handelt und spricht aber wie ein Ritter des Illuminatenordens. „Alle

Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Tugend," erläutert Schiller selbst, und dabei sehen wir nur, wie Posa seine Hand auf den Hebel der despotischen Gewalt legen will, sei es nun im Infanten oder im Könige. Als Abgesandter der niederländischen Rebellion weiß er von dieser nichts zu melden, sondern ergeht sich in den allgemeinsten Schlagworten der Aufklärung, mit denen er das tiefgewurzelte Regierungssystem eines Weltreichs zu erschüttern hofft. In seinen Mitteln so wenig wählerisch wie ein Jesuit, ist er um so ungeschickter in dem Gebrauch dieser Mittel, und der Dichter selbst kann die Verwirrung, die sein Held angestiftet hat, in den Briefen über den Don Karlos nur mit Argumenten beschönigen, wie etwa: „Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urteilskraft verloren — er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigesprochen haben." Freilich blendet der Ritter durch den glänzenden Mantel der Rhetorik, den ihm Schiller um die Schultern gehängt hat, aber den Versuch des Dichters, den Charakter Posas zu retten, hat Körner schon mit den trocknen Worten erledigt: „Du gibst dein Kunstwerk preis und willst nur deine Ideale retten, in die du verliebt bist."

Als Typ des damaligen Freimaurer- und Illuminatenwesens ist Posa vortrefflich herausgekommen, aber als Held des Dichters, der sieben Jahre früher die Räuber geschrieben hatte, macht er eine desto miserablere Figur. Doch ist dies Interesse für eine überaus leere Aufklärung nur eine vorübergehende Phase der inneren Revolution gewesen, die sich in Schiller vollzog, als er den Karlos schuf, und wie er sich nun in ein Jahrzehnt historischer und philosophischer Studien stürzte, ehe er wieder die tragische Bühne beschritt, so ist er auch schon allzu hart dadurch gestraft worden, daß ihm sein „sonderbarer Schwärmer" sein schönes Gedicht zerrüttet hat.

Vornehmlich durch die feinere, aber deshalb nicht weniger scharfe Charakterzeichnung bekundete Don Karlos einen bedeutenden Fortschritt über die früheren Dramen Schillers. Das gilt nicht nur vom König und der Königin und dem Infanten, sondern auch von mancher Nebenrolle, wie der Prinzessin Eboli, die ungleich wahrer herauskommt, als ihre Vorläuferinnen, die Lady Milford und Julia Imperiali im Fiesko, oder dem Großinquisitor, dessen grandios-unheimliche Gestalt die Schrecken der Inquisition greifbarer verkörpert, als sie der Dichter, nach seiner jugendlichen Absicht, in den gewaltigsten Worten hätte darstellen können. Aber wenn nicht alle, so doch die Hauptcharaktere werden durch die Art, wie Posa jäh zum Haupthelden emporgeschnellt wird, erschüttert und verschoben, und ebenso sehr leidet darunter die dramatische Handlung. Im dritten und vierten Akte, wo Posa die Führung hat, findet sich selbst der Leser, geschweige denn der Hörer nur mit Mühe zurecht und dafür entschädigt nicht entfernt die Szene zwischen dem Könige und dem Ritter, die sich ohnehin nicht mit ihrem Vorbilde messen kann, der Szene zwischen Nathan und dem Sultan Saladin. Erst im fünften Akte, wo, wie in den beiden ersten Akten, der tragische Konflikt sich zwischen Vater und Sohn abspielt, gemäß den ursprünglichen Absichten des Dichters, erhebt sich das Drama wieder auf die ergreifende Höhe seiner Anfänge.

Die Bühnenwirkung des Karlos war nicht groß, dafür wurde das Gedicht ein Liebling der deutschen Lesewelt, dank freilich mehr seinen Schwächen, als seinen Vorzügen.

Weimar.

Als Schiller in Weimar einzog, hatte er keinen bestimmten Plan, höchstens eine unbestimmte Hoffnung auf den Herzog Karl August, der sich ihm in seiner Mannheimer Zeit freundlich erwiesen hatte, und zudem mochte ihn ein gewisser Ehrgeiz treiben, sich in der Stadt zu zeigen, wo Goethe, Herder und Wieland lebten, die „Weimarischen Riesen", wie er sie einmal nennt.

Karl August war keineswegs der hochgesinnte Mäcen, den eine unterwürfige Geschichtsschreibung aus ihm gemacht hat. Gegenüber dem Herzog Karl Eugen von Württemberg erscheint er gewiß als eine Art Lichtgestalt; schon die Kleinheit seines Ländchens legten seiner Maitressenwirtschaft und seiner Soldatenspielerei enge Schranken auf. Sein Vater war bald nach seiner Geburt gestorben, und seine Mutter Anna Amalia, eine braunschweigische Prinzeß und Nichte des alten Fritz, die während seiner Minderjährigkeit die Regentschaft führte und nicht ohne literarische Interessen war, hatte ihm in Wieland einen Erzieher bestellt, wie er ihrem französelnden Geschmack entsprach. Auch hat Karl August all sein Lebtag unbeirrt an dem französisch-höfischen Klassizismus festgehalten, der den Interessen und Sympathien des damaligen Despotismus schmeichelnd entgegenkam. Immerhin war es für einen deutschen Fürsten eine gewisse Leistung, daß der achtzehnjährige Brausekopf, sobald er zur Regierung gelangt war, an dem um acht Jahre älteren Kraftgenie Goethe großes Gefallen fand nnd ihn an seinen Hof lud. Am 7. November 1775 war Goethe in das kleine, schmutzige, winklige Nest an der Ilm eingezogen, in das „Mittelding von Hofstadt und Dorf", wie Weimar von Herder getauft wurde, der auf Goethes Betreiben, ein Jahr nach ihm, als Generalsuperintendent des Ländchens vom Herzoge berufen worden war.

So dürftig und kleinlich wie die Stadt Weimar, waren die Zustände des ganzen Herzogtums. Es umfaßte 34 Geviertmeilen mit etwa 100 000 Einwohnern; nicht größer als ein oder ein paar preußische Kreise, besaß es doch seinen Hof und sein Heer, seine geistlichen und weltlichen Behörden, als wäre es eine europäische Großmacht, natürlich alles nach zwerghaftem, aber die arme Bevölkerung deshalb nicht weniger pressendem Zuschnitt. In den engen Verhältnissen wucherte aller mögliche Klatsch und Kram, und so auch der Haß gegen alles „Fremde", worunter Goethe genug zu leiden hatte, als ihn der Herzog im Ministerium anstellte. Freilich hatte der einheimische Klüngel einen gewissen Grund oder doch Vorwand für seine Quertreibereien. In einem lustigen Leben tobte sich der junge Herzog aus, und Goethe spielte den Fähnchenführer aller tollen Streiche. Doch dergleichen war herkömmlich an allen deutschen Höfen, und der giftige Klatsch, der sich an Goethes Anfänge in Weimar heftete, wurzelte nur darin, daß der unweise Mentor des Fürsten ausnahmsweise kein strohköpfiger Junker, sondern ein genialer und namentlich ein bürgerlicher Dichter war. Nach der anderen Seite ist aller-

dings auch kein großes Aufheben davon zu machen, daß Goethe sich selbst bald wiederfand, daß er ein Jahrzehnt lang ein fleißiger und gewissenhafter Beamter war; was er als Weimarischer Geheimderat geleistet hat oder überhaupt nur leisten konnte, das leistet jeder passable preußische Landrat ohne jeden Anspruch auf die Lorbeeren der Mit- und Nachwelt.

Jedoch mehr und mehr empörte sich in ihm der geborene Künstler gegen die Misere, worin er leben mußte. Der konnte auf die Dauer nicht „mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse spielen“ und seine „Stunden verderben, die Affen menschlich aufzuputzen und die Hunde tanzen zu lehren“. Die Förderung der ästhetischen Kultur, die ihm am Herzen lag, und die gewiß der einzige Milderungsgrund des deutschen Duodezdespotismus sein konnte, stieß immer wieder auf den Widerstand des Herzogs, der von seiner abgeschmackten Soldatenspielerei, von seinen schmarotzenden Höflingen, von seinen kostspieligen Jagden und Reisen nicht lassen wollte. „Der Frosch ist fürs Wasser gemacht, wenn er gleich auch eine Zeitlang sich auf der Erde befinden kann“, seufzte Goethe, und an seinen Freund Knebel schrieb er: „So steig' ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nötige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so gehts weiter, und wir habens so weit gebracht, daß oben immer an einem Tage mehr aufgezehrt wird, als unten an einem beigebracht werden kann.“ In diesem hoffnungslosen Kampfe mit dem Häßlichen und Widrigen hatte sich Goethe aufgerieben und war im Sommer 1786 nach Italien geflüchtet, um den Künstler vor dem Minister zu retten.

So fand Schiller ihn nicht in Weimar vor, und ebensowenig den Herzog, der nach Berlin gereist war. Herder und Wieland aber empfingen ihn nicht mit offenen Armen; Herder, der gar nichts oder wenig von ihm wußte, wie Schiller an Körner berichtete, war von kalter Höflichkeit; Wieland ging mehr aus sich heraus, aber doch nur mit einer diplomatischen Freundlichkeit, die nicht gern „zur Unzeit brav“ war. Nur Charlotte v. Kalb kam dem neuen Ankömmling freudig entgegen, und in den ersten Stunden ihres Beisammenseins fühlte sich Schiller nicht anders, als hätte er sie nie verlassen; in der hellen Freude des Wiedersehens schrieb er an Körner: „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiste als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partien in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken.“ Er fügte hinzu, im September werde Charlottens Gatte in Weimar eintreffen, und sie wollten dann zu dritt nach Dresden übersiedeln; Charlotte vermeide, in Weimar die geringste Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu treffen, um ihren Gatten desto schneller fortzutreiben.

Das eigentümliche Verhältnis wird noch eigentümlicher beleuchtet durch die Anerkennung, die es bei der Hofgesellschaft fand, zu der Charlotte gehörte. Die Herzogin-Mutter, die in dem Schlößchen Tiefurt bei Weimar ihren

Witwensitz hatte, war doch neugierig auf Schiller geworden und ließ ihn durch einen Kammerherrn zugleich mit Wieland einladen, kaum acht Tage nach seiner Ankunft. Die Herzogin mißfiel ihm sehr, ihre Physiognomie, wie ihr „äußerst bornierter Geist", aber er selbst scheint zunächst einen guten Eindruck gemacht zu haben. Denn schon für den folgenden Tag erhielt er eine neue Einladung, diesmal zugleich mit Charlotten. „Mein Verhältnis mit Charlotten", meldet er nach Dresden, „fängt an hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein." Diesmal ging die Sache nicht so gut ab, wie das erste Mal, denn Schiller beging einen argen Verstoß gegen die höfische Etikette, indem er die Herzogin über Charlotten vernachlässigte, die nun sah, daß sie zu vorschnell geurteilt hatte, als sie ihm versicherte, daß er es mit seinen Manieren überall wagen dürfe.

Dann aber hat Schiller am 8. August an Körner zu melden, daß sein Karlos in Tiefurt vorgelesen worden sei und mißfallen habe. Vorleser war Gotter gewesen, ein damals berühmter Dichter, der von Gotha nach Weimar zum Besuche herübergekommen war und, als er sich in Tiefurt vorstellte, „nur für alle Fälle" den Don Karlos mitgenommen hatte. Er steckte noch ganz im französischen Geschmack und war deshalb bei diesen kleinen Höfen beliebt, aber aus dem gleichen Grunde gegen Schiller eingenommen, dem er schon bei Dalberg geschadet hatte. Doch war er ehrlich genug, dem Dichter zu berichten, daß die erste Hälfte des Dramas in Tiefurt seine Wirkung getan habe, aber die zweite gar keine oder eine widrige; sie ginge durch Dunkelheit der Exposition, durch Unwahrscheinlichkeit, durch das geschwächte Interesse an Karlos ganz verloren, ein Urteil, das doch nicht allein auf den „Haß" Gotters zurückzuführen war, auf den es Schiller gern zurückgeführt hätte.

Sein Aufenthalt in Weimar war ihm nun durch so widrige Erfahrungen verleidet, und er hätte das kaum aufgeschlagene Zelt vielleicht wieder abgebrochen, wenn ihn ein achttägiger Ausflug nach Jena nicht umgestimmt hätte. Hier fand er doch etwas größere Verhältnisse und an der Universität ein regeres geistiges Leben; er wohnte bei Reinhold, dem Schwiegersohne Wielands und ersten Verkünder Kants; „gegen Reinhold", schrieb er an Körner, „bist du ein Verächter Kants, denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse." Doch obgleich es ihm in Jena so behaglich war, wie noch nie an einem fremden Orte, glaubte er doch nicht Reinholds Freund werden zu können; er meinte — und dies Urteil ist für Schiller noch viel charakteristischer, als für Reinhold —: „Reinhold wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit, erheben und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat." Neue Hoffnungen tauchten in Schiller auf, als Reinhold ihn versicherte, er könne ohne alle Schwierigkeit einen Ruf nach Jena erhalten, und andere Professoren, namentlich der Theologe Griesbach, ihm den Vorzug rühmten, den Jena vor anderen Akademien voraushabe, daß nämlich die Gewalt über die

Universität unter mehrere sächsische Herzöge geteilt und die Professoren fast unabhängige Leute seien, die sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern hätten.

Erfrischt durch den Aufenthalt in Jena kehrte Schiller nach Weimar zurück und faßte nun den würdigsten Entschluß, den er fassen konnte: nach niemandem zu fragen und sich durch unermüdlichen Fleiß die Stellung zu erobern, die ihm gebührte. „Das Resultat aller meiner hiesigen Erfahrungen ist“, schrieb er am 28. August an Huber, „daß ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher anschlage als bisher geschehen war. Dem Mangel, den ich im Vergleich mit anderen in mir fühle, kann ich durch Fleiß und Applikation begegnen, und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben.“ Mit ernüchtertem Blick beobachtete er nun die „flachen Kreaturen“ des Hofgesindes, vor allem „die hiesigen Damen“, die „ganz erstaunlich empfindsam“ wären, deren „beinahe jede“ eine Geschichte hätte oder gehabt hätte und deren manche in jeder anderen Gesellschaft für ein ausgelerntes Freudenmädchen gehalten werden würde; nur über Goethes Geliebte, Frau v. Stein, urteilte er günstiger. Auch mit dem heimkehrenden Herzoge fand er sich durch die dürftigste Höflichkeit ab, die ihm als einem Weimarischen Rate geboten erscheinen mochte; er ließ ihm melden, wenn der Herzog einen Augenblick übrig hätte, wolle er ihm gern sein Kompliment machen, aber zu sagen habe er sonst nichts, worauf der Herzog ebenso kühl erwidern ließ, er werde eine Zeit bestimmen, ohne es jedoch zu tun.

Nur mit Charlotte v. Kalb blieb Schiller in nahem Verkehre, doch auch auf dieses Verhältnis begannen trübe Schatten zu fallen. Nicht als ob Herr v. Kalb, den Schiller einen „wahren, herzlich guten Menschen“ nennt, sich darein gemischt hätte; sie korrespondierten miteinander und Schiller meinte, immerhin etwas verwundert: „Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältnis mit ihr notwendig durchsehen muß.“ Aber Charlotte selbst trieb das Spiel weiter, das sie in Mannheim begonnen hatte, und nun wurde der Verzicht, den sie dem Geliebten auferlegte und den im ersten Ausbrechen einer heißen Leidenschaft noch etwas wie tragische Würde umwittern mochte, zu einer so abstoßenden wie langweiligen Koketterie. Charlotte erzählt selbst in ihren Denkwürdigkeiten, wie sie den verlangenden Dichter gefoppt habe: „Er forderte schriftlich oft, ich möchte doch zu ihm kommen, er könne nicht ausgehen. Obwohl geneigt, konnte ich doch wissen, daß solches unmöglich und Ungestümes bereiten müsse.“ Diese Beziehungen mußten unerträglich werden, als Charlottens Gatte nun wirklich kam und sie in ehelicher Gemeinschaft mit dem ungeliebten Manne lebte, mit allen „ungestümen“ Konsequenzen.

Allzu tragisch hat Schiller die Sache auch diesmal nicht genommen; während er täglich mit Charlotten verkehrte, erörterte er in seinem Briefwechsel mit Körner allerlei Heiratspläne, so etwa mit einer Tochter Wielands, ehe er sie auch nur gesehen hatte. Aber ehe noch das Jahr 1787 zur Rüste ging, schlug ihm seine Stunde. Im November war er nach Bauerbach gereist, auf den Wunsch seiner alten Freundin v. Wolzogen, die sein Gutachten über einen Bewerber um die Hand der Lotte hören wollte; nicht ohne

eine gewisse Genugtuung teilte Schiller seinem Freunde Körner mit: „Du mußt wissen, daß ich hier was gelte und daß man sich in wichtigen Dingen an mich zu wenden pflegt.“ Er gab seinen Segen zu der Verlobung der einst Geliebten, selbst ohne eine Spur von Wehmut, denn die alte gastliche Stätte sagte ihm nichts mehr; er fühlte, daß eine „ganz neue Epoche“ seines Denkens angebrochen sei. Nur die großen Rechte, die Frau v. Wolzogen auf seine Dankbarkeit hatte, erkannte er nach wie vor lebhaft an; er war noch immer ihr Schuldner und ist es bis über ihren Tod hinaus geblieben, der schon im nächsten Jahre eintrat. Mit ihrem ältesten Sohne, Wilhelm v. Wolzogen, trat Schiller gemeinsam die Heimreise an, und auf dessen Wunsch ritten sie über Rudolstadt, wo eine verwitwete Frau v. Lengefeld wohnte, eine Verwandte der Familie Wolzogen, mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Der verheirateten Tochter galten die Huldigungen Wolzogens, die ledige aber wurde die Gattin Schillers.

„Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist.“ So war der erste Eindruck Schillers, und im Grunde läßt sich nicht viel mehr über seine Braut- und Ehezeit sagen. Ihr Wesen war nach seinem eigenen Worte „keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat.“ Die Familie Lengefeld gehörte zu dem kleinen thüringischen Hofadel; der Vater war Forstmeister in rudolstädtischem Dienste gewesen, die Mutter hatte am rudolstädtischen Hofe eine Stellung, und auch die jüngere Tochter Charlotte war dazu ausersehen, Hofdame zu werden, während die ältere sich früh mit einem Herrn v. Beulwitz verheiratet hatte, mit dem sie nicht glücklich lebte. Sie war die Flamme Wilhelm v. Wolzogens; daneben hatte sie aber einen ganzen Schwarm von Anbetern, von denen der vornehmste der Freiherr v. Dalberg war, der „Goldschatz“, ein älterer Bruder des Mannheimer Intendanten; zum Nachfolger des Erzbischofs von Mainz gewählt, residierte er einstweilen als Koadjutor in Erfurt. Wie Karoline das weitere Herz hatte, so war sie auch die geistreichere und lebhaftere der beiden Schwestern; sie beherrschte die jüngere, deren anschmiegend-sanfte Natur doch nur leicht von den überschwellenden Empfindungen der Geniezeit angeflogen war.

Die Schwestern standen in freundlichen Beziehungen zu Goethe, durch Frau v. Stein, die sie protegierte, und im Hause der Frau v. Beulwitz sind Goethe und Schiller auch zum erstenmale zusammengetroffen, im September 1788. Goethe war seit einigen Monaten aus Italien zurückgekehrt, und Schiller verlebte den Sommer dieses Jahres in dem Dorfe Volkstädt bei Rudolstadt und zuletzt auch in Rudolstadt selbst. Der freundliche Eindruck, den beide Schwestern bei der ersten Begegnung im Dezember 1787 auf ihn gemacht hatten, war noch verstärkt worden, als die jüngere bald darauf nach Weimar kam, wo sie bei einer Schwester der Frau v. Stein wohnte.

Um der Schwestern willen hatte Schiller den Sommeraufenthalt bei und in Rudolstadt genommen. Ohne erklärter Liebhaber einer von beiden zu sein, verkehrte er doch mit beiden bald auf freundschaftlich-vertraulichem Fuße, und sie sahen mit lebhafter Spannung der Begegnung Schillers mit Goethe ent-

gegen. Allein das Ergebnis war zunächst wieder eine Enttäuschung. „Im ganzen genommen ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser Bekanntschaft nicht vermindert worden", schrieb Schiller an Körner, „aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden." Verständig genug begründete er seine Ansicht damit, daß vieles, was er noch wünschen und hoffen müsse, bei Goethe schon seine Epoche durchlebt habe.

Es war ihm denn auch keineswegs eine freudige Ueberraschung, als er am Ende dieses Jahres unter Goethes amtlicher Mitwirkung aufhörte, der Vogel auf dem Dache zu sein, und eine außerordentliche Professur an der Universität Jena übertragen erhielt, als er seine „weltbürgerliche Lebensart" aufgeben mußte, um ein „unnützer Diener" des Staats zu werden.

Geschichte.

Sobald sich Schiller entschlossen hatte, durch unermüdliche Arbeit seinen Lebensweg zu bahnen, führte er seinen Entschluß mit eiserner Energie aus. Zwölf und mehr Stunden währte sein Arbeitstag, und Abends um acht Uhr stand sein Mittagsessen oft noch unberührt auf seinem Tische.

Außer an der Thalia, die er immer noch in unregelmäßiger Folge herausgab, ohne daß sie jedoch über ein kümmerliches Dasein hinausgelangte, arbeitete er an der Jenaer Literaturzeitung und an Wielands Deutschem Merkur mit, worin er die Briefe über den Don Karlos und das Spiel des Schicksals veröffentlichte, den letzten literarischen Zoll, den er seiner schwäbischen Vergangenheit widmete. Die kleine Arbeit, die an künstlerischer Vollendung noch den Verbrecher aus verlorener Ehre übertraf, erzählte die wechselvollen Schicksale seines Paten Rieger.

Hauptsächlich aber stürzte sich Schiller in die Historie; mit angestrengtestem Bemühen arbeitete er an der Geschichte der niederländischen Rebellion, die ihm durch den Karlos nahegelegt worden war. Er vertiefte sich so darin, daß er von seinem dichterischen Berufe gering zu denken begann, zum großen Verdrusse Körners, der spottend schrieb, Schiller schäme sich wohl, zur Kurzweil anderer Menschen zu existieren, und wage kaum, einem Brotbäcker unter die Augen zu treten. Als echter Kantianer hatte Körner keinen historischen Sinn; er meinte, durch seine historischen Arbeiten würdige sich Schiller zum Handlanger für die niedrigen Bedürfnisse gemeiner Menschen herab, während er berufen sei, über Geister zu herrschen.

Man kann nun nicht sagen, daß Schiller die Kritik seines Freundes glücklich abgewehrt habe. Er antwortete darauf wie Telleyrands Schneider: il faut vivre, man muß leben; Historienschreiben sei einträglicher als Tragödiendichten. Mit der Hälfte des Wertes, den er einer historischen Arbeit zu geben wisse, erreiche er größere Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwande seines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. Für seinen Karlos, das Werk dreijähriger Anstrengung, sei er mit Unlust belohnt worden; seine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, werde ihn vielleicht zum angesehenen Mann machen. Erst in zweiter Reihe hob er hervor, bei einem

großen Kopfe sei jeder Gegenstand der Größe fähig; sei er ein großer Kopf, so werde er in sein historisches Fach auch Größe legen.

Danach wären die historischen Arbeiten für Schiller im wesentlichen doch nur Brot- und Notarbeit gewesen, und Niebuhrs wegwerfendes Urteil, wonach sie unbedingt nichtig seien, träfe das Richtige. Allein als Schiller so mit Körner stritt, war seine Auffassung durch den so berechtigten wie dringenden Wunsch beeinflußt, endlich einmal aus der Schuldenmisere herauszukommen, die ihm aus Stuttgart, Mannheim und auch noch aus Leipzig nachschleppte. Sieht man auch von früheren oder späteren Aeußerungen Schillers ab, so bewies gerade ein Satz aus dieser Zeit, daß ihm eine tiefere Auffassung historischer Zusammenhänge nicht fremd war: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden, und dieses erst kann Universalhistorie sein“. Aber freilich darf man nun auch wieder nicht so weit wie manche Biographen Schillers gehen und seinen geschichtlichen Arbeiten eine eigentümliche Stellung in der Entwicklung der historischen Wissenschaften einräumen.

Er kannte Montesquieu und Voltaire, und mit Herder lebte er sogar in einer Stadt, aber was die Geschichtsforschung diesen Männern an neuen Methoden zu danken hatte, das hat er nicht bemerkt oder nicht verstanden. Einige Sätze von ihm aus dieser Zeit, die oft zitiert werden, um den Weltbürger Schiller zu ehren, verkleinern in demselben Maße den Historiker Schiller. Sie lauten: „Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“ Wie kann der Geschichtsschreiber der niederländischen Rebellion und des dreißigjährigen Krieges von der Nation als einer wandelbaren nicht nur, sondern willkürlichen und zufälligen Form der Menschheit sprechen, als sei denn, daß er die historischen Bewegungen, die er schildert, in ihren Triebfedern gar nicht erkannt hat? Und in der Tat geht Schiller in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges so in die Irre, daß er den Widerstand der Einzelstaaten gegen die kaiserliche Gewalt als einen Kampf für die „deutsche Freiheit“ auffaßt.

Am treffendsten hat vielleicht Hebbel über den Historiker Schiller geurteilt, und als großer Dramatiker war er auch wohl am berufensten dazu. Er spricht über die Kontroverse zwischen Schiller und Körner, und meint, es sei eines der besten Beweise für Schillers wahren Beruf zum Dichter, daß er ihn zeitweise ganz verkannt habe. „Wer immer vor der Muse auf den

Knien liegt, den hat sie nie erhört." Dann aber sagt er, Körner habe doch Unrecht gehabt, so wenig Schillers Gegengründe besagen wollten. „Der Dichter, wenn er anders als solcher nicht bloß in Kommersbüchern und Vergißmeinnicht-Almanachen prangen will, hat gar nichts Wichtigeres zu tun, als sich des ganzen Gehaltes der Welt und der Zeit nach Kräften zu bemächtigen, denn dieser ist es ja, dem er eine neue Form ausdrücken soll. Er wagt weit weniger, wenn er das, was vor ihm gedichtet wurde, auf sich beruhen läßt, als wenn er sich träge an einer der großen Schatzkammern vorbeischleicht, in denen die Menschheit ihre Schätze aufbewahrt, und zu diesen gehört ja wohl auch die Geschichte." Von hier aus gewinnt man das richtige Urteil, das dem Historiker Schiller weder zu viel noch zu wenig tut.

Als Dichter brauchte er den historischen Stoff, und als Dichter hat er ihn zu beherrschen gewußt. War es der vielleicht ärgste Mißgriff des Historikers, die partikularistische Zersplitterung Deutschlands als Bollwerk der „deutschen Freiheit" zu betrachten, so hat der Dramatiker nicht Gustav Adolf oder Bernhard von Weimar zu seinen Helden gemacht, sondern den kaiserlichen Generalissimus, der sich vermaß und daran unterging, die kaiserliche Gewalt wiederherzustellen, wie es zur Zeit des dreißigjährigen Krieges dem historischen Fortschritte entsprach. Als Dramatiker war Schiller auch ein großer Historiker, während seine historischen Schriften nur die Abfälle des Marmors sind, aus dem er die Gestalten seiner historischen Dramen meißelte.

Griechentum.

Seinen dichterischen Beruf vergaß Schiller aber auch in diesen ersten Jahren nicht, die er in Weimar verlebte, mit so feurigem Eifer er sich in die Geschichte stürzte. Er suchte sich der Antike zu bemächtigen, deren erste Anregungen er in Mannheim erfahren hatte; die Karlsschule war ihm auch hierin alles schuldig geblieben.

Die Anstöße, die ihn auf diesen Weg führten, lassen sich im einzelnen nicht mehr feststellen; im ganzen genügt ein Blick auf das, was die antike Bildung für die Goethe, Lessing und Winckelmann, ja auch für die Herder und Wieland bedeutet hatte und bedeutete, um zu verstehen, weshalb Schiller sich der bildenden Kraft des Griechentums unterwarf. „Ich lese jetzt fast nichts als Homer," schrieb er im August 1788 an Körner, „in den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Keiner tut mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab, und die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit dem Alten äußerst wohltun — vielleicht Klassizität geben wird." Körner hatte auch jetzt seine Bedenken, und nicht ohne Grund.

Schiller konnte sich die griechische Dichtung nur durch Uebersetzungen vermitteln; als er 1788 während seines Sommeraufenthalts bei und in Rudolstadt die Iphigenie in Aulis von Euripides und Szenen aus den Phönizierinnen desselben Dichters in sein geliebtes Deutsch übertrug, mußte

er sich den Urtext durch lateinische, französische und deutsche Uebersetzungen verständlich machen. Für den Dialog benutzte er den fünffüßigen Jambus und für die Chöre gereimte Strophen. Einen dieser Chöre, gestand ein so zuständiger Kritiker wie Wilhelm v. Humboldt, immer mit großem Vergnügen zu lesen; es war die Hochzeit der Thetis:

Wo die Becher des Nektars erklangen,
Auf des Pelion wolkichtem Kranz,
Kamen die zierlich Gelockten und schwangen
Goldene Sohlen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodischen Jubel der Lieder
Feierten sie der Verbundenen Glück;
Der Berg der Centauren hallte sie wieder,
Pelions Wald gab sie schmetternd zurück.

Es sei nicht bloß eine Uebertragung in eine andere Sprache, sondern in eine andere Gattung von Dichtung, urteilte Humboldt; der antike Geist blicke wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand, aber in jeder Strophe seien einige Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man dennoch vom Anfange bis zum Ende beim Antiken festgehalten werde.

Höher noch stehen die beiden großen Gedichte, die Schiller im Jahre 1788 aus dem Studium der Antike schöpfte, die Götter Griechenlands und die Künstler. Das erste erschien im Märzheft des Deutschen Merkur und erregte allgemeines Aufsehen, in seiner scharfen Polemik gegen die „entgötterte Natur" der christlichen Religion, in seiner sehnsüchtigen Schilderung der griechischen Götterwelt:

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Dennoch hatten diejenigen Kritiker recht, die wie Graf Stolberg den Lebenskern des Gedichts in der Absage des Dichters an den Glauben seiner Jugend erblickten und ihn deshalb heftig befehdeten, nicht aber in dem Preise der griechischen Götter, der schon mit seinem allzu reichlichen Aufgebot ihrer zahllosen Namen mehr den Eindruck des Erdachten, als Erlebten macht. Die Angriffe auf das Gedicht regten dann die Frage nach der „Freiheit des Dichters bei der Wahl seiner Stoffe" an, die Körner unter diesem Titel in einem prosaischen Aufsatze behandelte, während Schiller in einem zweiten Gedichte, den Künstlern, die im November 1788 zuerst entstanden und nach vielfältigen Umarbeitungen im nächsten Frühjahr veröffentlicht wurden, abermals mit den Anschauungen seiner Jugend brach und der Kunst den herrschenden Platz unter allen geistigen Mächten anwies, auch über Moral

und Religion. Die Schönheit ist nur eine Hülle der Wahrheit, und die letzte höchste Wahrheit vermag der sterbliche Mensch allein unter dem Bilde der Schönheit zu erfassen:

Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.

Die vollendete Wahrheit, die furchtbar herrliche Urania, die auf ihrem Sonnenthrone nur von reineren Dämonen angeschaut wird, legt den Menschen zuliebe ihre Feuerkrone ab und erscheint als Schönheit:

Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn,
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Historisch und philosophisch sucht Schiller die Kunst als die Lichtbringerin der Menschheit nachzuweisen, die erst die sittliche und wissenschaftliche Kultur verbreite: in einer überströmenden Fülle der Gedanken, die den Bau des Gedichts schwer gefährdet haben, obgleich oder auch weil Schiller unablässig daran feilte, so daß nach seinem eigenen Worte, als die Künstler fertig waren, alles weggestrichen war, was ihn antrieb sie zu machen. Schon in diesem nüchternen Ausdruck liegt eine Kritik des Gedichts, das kein geschlossenes Kunstwerk, sondern nur reich an schönen Einzelheiten ist und eben auch nur in Einzelheiten antiken Geist atmet, wie in jenem Bilde des Todes, an dem sich Albert Lange in seinem qualvollen Sterben erhob:

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

Körner war nun doch von dem Gedichte begeistert; er hielt es für das erste klassische Produkt Schillers, der seines Erachtens im lyrischen Fache einzig sei. Keiner der lebenden Dichter könne es mit ihm aufnehmen, wenn er seine ganze Kraft aufbiete, dagegen sei Goethe im Dramatischen ein gefährlicher Nebenbuhler Schillers. Diesen Ueberschwang der Begeisterung lehnte Schiller mit den bescheidenen Worten ab, die gleichwohl der charakteristischen Wahrheit nicht entbehren: „Das lyrische Fach, das du mir anweist, sehe ich eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und undankbarste von allem. Zuweilen ein Gedicht lasse ich mir gefallen, wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mich die Künstler gekostet haben, auf viele Jahre davon abschrecken. Mit dem Dramatischen will ich es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Aber mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit und zu allem diesen einen durch Kunstkenntnis aller Art

geläuterten und verfeinerten Geschmack, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten ins Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist." So viel wahre Erkenntnis in diesen Sätzen liegt, so haben sie ihren Verfasser doch nicht gehindert, einen Weg zu beschreiten, auf dem er immer hinter Goethe zurückbleiben mußte, eben den Weg der Antike.

Gerade zur Zeit, wo Schiller sie schrieb, beschäftigte er sich mit dem Gedanken „eines epischen Gedichtes im achtzehnten Jahrhundert", das zwar ein ganz anderes sein müsse, als eins in der Kindheit der Welt, aber doch das Jahrhundert so wiederspiegeln solle, wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur anschaulich lebten. Der Held sollte nach einer gelegentlichen Anregung Körners der alte Fritz sein, und Schiller schreckte im Interesse der „Klassizität" nicht davor zurück, eine „Maschinerie" zu erfinden, die in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheine, aber das Interesse in hohem Grade erhöhen könne, wenn sie dem modernen Geiste angepaßt würde. „Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden." Glücklicherweise ist das nicht geschehen; Schiller gab den Plan auf, nachdem er ihn immerhin ein paar Jahre erwogen hatte; er konnte den alten Fritz nicht liebgewinnen, die Riesenarbeit der Idealisierung lohnte sich ihm an diesem Charakter nicht. Merkwürdig nur, daß ihm, da in dieser Frideriziade auch Voltaire als freier Denker „vorzüglich in Glorie gestellt" werden sollte, nicht sofort Lessings warnendes Wort einfiel: Gott verzeih' in Gnade ihm seine Henriade!

Ihre unerfreulichste Seite zeigt die antikisierende Richtung Schillers in zwei Rezensionen, die er in der Jenaer Literaturzeitung veröffentlichte, die eine im September 1788 über Goethes Egmont, die andere im Januar 1791 über Bürgers Gedichte. Nicht als ob beide Rezensionen nicht manches Richtige und auch Gerechte enthielten, aber gerade das Geniale verkennt Schiller im Banne einer einseitigen und ihm selbst nicht kongenialen Kunstanschauung. Egmont stolziert ihm in Goethes Schauspiel nicht genug als tragischer Held einher; Schiller tadelt, daß der Dichter ihm eine Menschlichkeit über die andere beilege, um ihn zu uns herabzuziehen; er beklagt, daß Goethe seinem Helden die rechtmäßige Gemahlin und elf legitime Kinder genommen habe, daß er „uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls bringt, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlage dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirn wegzubaden." Es ist das erste, aber leider nicht das letzte Mal, wo Schillers erhabenes Ideal in plattes Philistertum umschlägt.

Goethe nahm die Kritik gelassen hin; um so schwerer wurde der arme Bürger getroffen, dem Schillers ungerechtes Urteil herbes Leid angetan hat. Gegen Bürger verfährt Schiller überaus kleinlich; er verschmäht sogar nicht den Tadel unechter Reime, obgleich sein eigenes Konto in diesem Punkte viel schwerer belastet war, als das Konto Bürgers; zur Zeit, wo er selbst in aller Gemütlichkeit „blühn" und „dahin" reimte, hält er sich darüber auf, daß Bürger einmal „blähn" und „schön" gereimt habe. Seine Forderung, daß der Lyriker niemals aus der Empfindung heraus dichten dürfe, die ihn beseele, weil diese Empfindung sonst „unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinke", verwüstet die Gärten der lyrischen Dichtung in wahrhaft vandalischer Weise und erklärt sich an Schiller nur dadurch, daß ihm mit dem Talent auch das Verständnis für die Lyrik der Goethe und Bürger fehlte. So mißt er die Gedichte Bürgers an dem Maßstabe seiner „Idealisierkunst" und findet sie alle mehr oder minder unvollkommen, aber statt den Fehler an seinem ungehörigen Maßstabe zu suchen, versteigt er sich zu der die Grenzen einer literarischen Kritik ungebührlich überschreitenden Behauptung, daß den Produkten Bürgers nur deshalb die letzte Hand fehlen müsse, weil sie dem Dichter selbst fehle.

Leider besaß Bürger, den diese Kritik in allem Unglück seiner letzten Lebensjahre traf, nicht freien Humor genug, sie nach Verdienst abzuweisen. Er verteidigte sich nicht eben geschickt, und äußerlich mochte Schiller als Sieger aus dem Streite hervorgehen. Aber Unrecht hat er deshalb nicht weniger an Bürger getan, und es gereicht ihm auch keineswegs zur Entschuldigung, daß er, wie gesagt worden ist, in Bürgers Gedichten seine eigene Jugendlyrik habe verurteilen wollen, die vor seinem, durch die Antike „gereinigten", Geschmack nicht mehr bestanden hätte. Wenn er das wollte, so mochte er gleich vor der eigenen Tür kehren, zumal da seine Jugendlyrik zwar Bürgers Manier nachgeahmt, aber nichts von Bürgers Genie verraten hatte.

Jena.

Die Berufung Schillers an die Universität Jena wurde, wie es scheint, zunächst von dem Geheimrat Voigt angeregt, um eine Lücke auszufüllen, die durch den Abgang eines Professors entstanden war. Goethe stimmte alsbald zu und begründete den Antrag in einem „gehorsamsten Promemoria" vom 9. Dezember 1788, trocken genug, unter Berufung auf die Geschichte des Abfalls der Niederlande, die inzwischen erschienen war, dann auch darauf, daß Schiller „ganz und gar ohne Amt und Bestimmung" sei und endlich darauf, daß die „Acquisition ohne Aufwand" zu machen sei, was bei den durchlauchtigsten Schutzherren der Universität Jena am sichersten durchschlug.

Schiller hatte sich bereit erklärt, ohne Gehalt zu lehren, doch packte ihn bald die Reue, und er fand, daß er übertölpelt worden sei. Auch hielt er sich wissenschaftlich nicht dem neuen Amte gewachsen, und Goethes Trost, daß er im Lehren lernen werde, beruhigte ihn nur halb. Eher richtete ihn die Versicherung Körners auf, daß Jena mehr an ihm gewönne, als er an Jena; er brauche gar keine Quellenstudien zu machen, um Vorlesungen

zu halten, und so getröstete sich Schiller, daß er in jeder Woche so viel zusammenlesen und zusammendenken könne, um es einige Stunden lang gefällig auszukramen.

Als dann aber diese würdigen Regierungen, die sich nicht scheuten, seine Arbeitskraft ohne Entgelt auszunutzen, nun noch über ihn herfielen, um ihm für den „Magisterquark", Expeditionsgebühren und dergleichen mehr die paar Taler abzunehmen, die er sich mühsam erarbeitet hatte, da wünschte er die Professur doch wieder zu allen Teufeln. Noch am 9. März 1789 schrieb er an Körner: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! . . . Könntest Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12000 Talern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachieren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren — eine Frideriziade, eine klassische Tragödie und weil du doch so darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern — und die Akademie in Jena möchte mich dann — —". Allein auch diese Mißstimmung wurde schließlich überwunden, und am 26. Mai hielt Schiller seine Antrittsvorlesung in Jena unter gewaltigem Zulaufe der Studenten, die ihm dann, was noch bei keinem neuen Professor vorgekommen war, eine Nachtmusik und ein dreimaliges Vivat brachten.

Jedoch dieser erste Lichtpunkt seines akademischen Lebens blieb auch der letzte. Das „Professorieren" war so wenig seine Sache, wie es die Sache Lessings gewesen war. Brotneid und Zopftum der älteren Kollegen machten ihm das Leben sauer, und die Zahl seiner Hörer, deren erster stürmischer Andrang doch nur dem Dichter der Räuber gegolten hatte, schrumpfte in erschreckendem Maße zusammen. Die übermäßige Arbeit zerrüttete zudem die Gesundheit Schillers, die seit dem Fieberjahr in Mannheim nicht mehr auf festen Füßen stand, und von der ganzen Professur blieb ihm nur der Vorteil übrig, daß er eine gewisse bürgerliche und rechtliche Stellung erhielt, was dann allerdings auch wohl in letzter Instanz seinen Entschluß bestimmt hatte, nach Jena zu gehen, aus Rücksicht auf seine alten Eltern und auf die Freundinnen in Rudolstadt.

Denn die Freundschaft mit den Schwestern Lengefeld war fort und fort gewachsen. Sie stand längst unter dem Zeichen wärmerer Gefühle, aber es war immer noch nicht klar, ob sich das Herz Schillers der älteren oder der jüngeren Schwester zuneigte. Die ältere selbst brach endlich das Eis, und im August 1789 machte sie bei einem gemeinsamen Aufenthalt in dem damaligen Bade Lauchstädt das Geständnis an Schiller, daß ihre Schwester ihn liebe. Sicherlich war Lotte auch im Grunde seine Wahl, und er sprach ihr nun in guten, treuen Worten seine Liebe aus, aber in der Sache blieb es doch dabei, daß er beide in gleichem Maße und gleichem Tone anschwärmte. Ein wenig arg muß er es damit wohl getrieben haben, denn seine eigene Tochter hat später für gut gehalten, die Briefe zu vernichten, die er in seiner Bräutigamzeit an Karoline gerichtet hat. Gleichwohl ist diese Doppelbrautschaft nicht das dämonische Rätsel, als das sie oft angestaunt worden ist. Sie

erklärt sich einfach genug aus der Schwäche des Liebesgefühls, das ihm den Frauen gegenüber eigen war, und was überhaupt darüber zu sagen ist, das hat Schiller selbst gesagt, als er der ängstlich gewordenen Braut auf eine schüchterne Andeutung hin schrieb: „Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärst, als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Seele entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen." Karoline zog ihn geistig mehr an, aber zur Frau wollte er doch nur ein unbedeutendes Wesen haben, das sich willenlos in seine Empfindungen und Stimmungen schickte.

Seine Verlobung mußte zunächst geheim bleiben, da seine Existenz noch immer zu unsicher schien, als daß er ans Heiraten denken konnte. Nochmals wurden viele Pläne mit den Schwestern geschmiedet, um von Jena loszukommen, wobei namentlich auch der Koadjutor Dalberg in Erfurt eine große Rolle spielte, der dann doch nur dasselbe „Pulverfeuer" zeigte, wie sein jüngerer Bruder in Mannheim. Endlich schlug Frau v. Stein beim Herzoge von Weimar das grandiose Jahresgehalt von zweihundert Talern los, und so konnte die Ehe am 22. Februar 1790 in dem Dorfe Wenigenjena in aller Stille geschlossen werden. Voran ging ihr ein heftiger Bruch zwischen Schiller und Charlotte v. Kalb, die wenige Wochen, nachdem es zu spät war, sich bereit erklärt hatte, ihre Ehe zu lösen und ihn zu heiraten. Die enttäuschte Sibylle machte nun, wie die erste beste Kokette, der armen Lotte böse Eifersuchtsszenen am Weimarer Hofe, und erbittert, aber im Grunde doch zutreffend meinte Schiller: „Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken." Charlotte erbat sich ihre Briefe an ihn zurück, die sie vernichtete; erst allmählich fand sie sich wieder. Auf Schillers von ihr erbetenen Rat nahm sie später den Dichter Hölderlin zum Erzieher ihres Sohnes, und als sie nach dem großen Erfolge des Wallenstein den Dichter aufrichtig beglückwünschte, bezeugte er ihr versöhnt, wenn auch mehr versöhnlich als wahr, wie viel er dem schönen und reinen Verhältnis schulde, das einst zwischen ihnen bestanden hätte.

Aus besserem Grunde, als Charlotte v. Kalb, war auch der getreue Eckardt in Dresden unzufrieden mit Schillers Ehe, und es kam hierüber zu einer leichten Verstimmung zwischen den beiden Freunden. Gleich nach der Verlobung waren Schiller und Körner in Leipzig zusammengetroffen; dieser hatte seine Frau und seine Schwägerin mitgebracht, und auf einen Tag kamen dann auch die Schwestern Lengefeld zur Begrüßung von Lauchstädt herüber. Gesinnungstüchtig, wie immer, erklärt die bürgerliche Literarhistorie die Mißstimmung Körners daraus, daß seine Minna und Dora vor der „feineren Kultur" von Schillers Karoline und Lotte befremdet gestanden hätten, allein wenn man sich einmal auf diesen Standpunkt stellen und ihm auch die relative Berechtigung zuerkennen will, die er für die damalige Zeit haben mochte, so hatten doch Körner und die Frauen seines Hauses so vielfältige

Beziehungen zu dem sächsischen Adel, daß sie durch die Noblesse von Rudolstadt nicht wohl überrascht werden konnten. Vielmehr sah der Leipziger Patrizierssohn Körner mit Unbehagen, daß Schiller in so enge Verbindung mit dem thüringischen Hofadel trat, und da hatte seine fürsorgende Freundschaft auch einen ganz richtigen Instinkt. Schiller hat in seiner Ehe gefunden, was er in ihr suchte, die willenlose Abhängigkeit einer immer gefügigen Frau, aber gerade sein Verzicht auf das Salz einer wirklichen Lebensgemeinschaft, die geistige Ebenbürtigkeit der Frau, hat sich an ihm gerächt, wie jede Art der Unterdrückung sich am Unterdrücker zu rächen pflegt: die höfischen Gesinnungen seiner Frau und ihres adligen Anhangs färbten stärker auf ihn ab, als der Dichter der Räuber sich je hätte träumen lassen.

Ein Glück war es nun doch, daß er in der Universitätsstadt Jena lebte und nicht in der Hofstadt Weimar. Neben allerlei kuriosem Volk gab es unter den Professoren Saalathens eine nicht unbeträchtliche Anzahl wissenschaftlicher Größen und unter dem Brotstudentenpöbel, dem Schillers Antrittsrede scharf ins Gewissen geredet hatte, eine Anzahl frischer Köpfe. So fehlte es nicht an anregendem Verkehr, worin sich Schiller um so freier bewegen konnte, als er auch in der Ehe seine Junggesellenwirtschaft fortführte, da Lotte, für die nichtigen Tändeleien des Hoflebens erzogen, keinen eigenen Haushalt zu führen vermochte. Billiger lebte Schiller deshalb nicht, und um allen Ansprüchen zu genügen, mußte er seinen Arbeitstag auf vierzehn Stunden ausdehnen, während er doch nur leichte literarische Ware produzierte, wie die Rezension über Bürgers Gedichte und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die flüchtigste seiner historischen Schriften. Göschen, der diese Geschichte in einem Damenkalender veröffentlichte, schrieb besorgt an Wieland: „Entweder führt der neue Stand Schillern zur Stetigkeit und Ordnung, oder die neuen Sorgen, die verdoppelten Bedürfnisse des Lebens drücken ihn zu Boden.“ Und es war noch kein Jahr von Schillers Ehe verflossen, als er zusammenbrach.

In einem Konzerte beim Koadjutor Dalberg in Erfurt, am 3. Januar 1791, überfiel ihn ein „heftiges Katarrhfieber“, wie es die Aerzte nannten, trat jener Zustand dauernden Leidens ein, aus dem Schiller sich bis zum Ende seines Lebens nie mehr völlig befreien sollte. Er, der sich ehedem von der Körperwelt keine Stunde seines Lebens verderben lassen wollte, mußte sich jetzt jede Stunde geistigen Schaffens von einem kranken Körper erkämpfen, und im Bewußtsein dieses Kampfes, den er so heroisch führte, wie nur je ein Sterblicher einen heroischen Kampf geführt hat, durfte er mit größerem Rechte als alle seine Nachbeter das stolze Wort sprechen: Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Dreimal im Laufe des Jahres 1791 rang er wochenlang zwischen Tod und Leben, und nur die sorgsamste Pflege, in der nun Frau Lotte den guten Grad ihrer Natur tapfer bewährte, konnte ihn retten. Aber das schwere Jahr hatte ihn 1400 Taler gekostet, und nochmals pochte die ökonomische Not ungestüm an seine Türe. Körners immer hilfreiche Hand wieder zu ergreifen, verbot ihm sein Stolz; Dalberg, der die herrlichsten Aussichten für die Zeit eröffnete, wo er Kurfürst von Mainz sein werde,

verwies für den Augenblick trocken an Karl August, und dieser gab zwar ein paar hundert Taler für eine Badereise nach Karlsbad, aber höher schwang sich die Opferfähigkeit des großartigen Mäcens nicht auf.

Da kam eine unerwartete Hilfe aus Kopenhagen. Der junge dänische Dichter Baggesen war in Jena mit Schiller bekannt geworden und übertrug seine Begeisterung für den Dichter auf den Erbprinzen von Augustenburg und den Minister Grafen Schimmelmann. Als sich die falsche Nachricht von Schillers Tode verbreitete, hatten sie ihm in Hellerbeck, am „donnerrollenden" Meere, eine tagelange Totenfeier gerüstet, und als nun die bessere Kunde kam, der Dichter lebe noch, aber er sei von schwerer Krankheit geschlagen, da entschlossen sich der Erbprinz und der Minister, ihm für drei Jahre ein Jahresgehalt von eintausend Taler auszuwerfen, unter keiner anderen Bedingung, als daß Schiller sich von seiner Krankheit gründlich erhole.

Mehr als die Spende selbst, die für so reiche Leute wenig bedeutete, ehrte die Spender die Art, wie sie gaben. Sie schrieben an Schiller: „Ihre durch allzu häufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll .... Nehmen Sie unser Anerbieten an, edler Mann! Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edlen Art von Stolz frönen." Die so gebotene Hand durfte Schiller wohl mit den Worten ergreifen: „Errölen müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anderes denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können ... Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege."

Minder zurückhaltend, aber um so ergreifender, schrieb Schiller gleichzeitig an Baggesen: „Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anderes als schriftstellerische Wirksamkeit zu existieren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Notwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höheren Fortschritts offen hielt, aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahndeten

möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschheit aufwerfen . . . Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die notwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit.“ Noch an demselben Tage, wo Schiller diese Zeilen schrieb, erbat er sich von seinem Leipziger Verleger ein Exemplar von Kants Kritik der reinen Vernunft, und sein Entschluß war gefaßt, die Kantische Philosophie zu studieren, auch wenn es ihn die drei Jahre der freien Muße kosten sollte, die ihm seine dänischen Bewunderer gesichert hatten.

Wenige Monate darauf kam ihm eine andere Kunde aus der Fremde: im August 1792 war er vom Pariser Konvent zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt worden, zugleich mit Washington, Kosciuszko, Klopstock, Pestalozzi und anderen. Das Diplom, ungenau adressiert an den Sieur Gille, publiciste allemand, kam ihm erst einige Jahre später in die Hände, als Danton und Claviere, die es unterzeichnet hatten, sowie Roland, von dem das Begleitschreiben herrührte, längst im Totenreiche weilten. Aber durch die Zeitungen wurde die Sache schon im Herbste 1792 bekannt, und sie erregte an dem Weimarer Höfchen staatsmännisches Bedenken; es versteht sich, daß Karl August, der wettinisches, welfisches und hohenzollernsches Blut in den Adern hatte, mit der grotesken Gravität solcher Zwergdespötlein „streng monarchisch“ und „streng konservativ“ war. Frau v. Stein schrieb mit offiziöser Verwunderung an Lotte Schiller, was ihr Mann denn zum Lobe der französischen Revolution geschrieben habe; „man“ erwarte, daß er die Auszeichnung ablehnen werde. „Für jetzt,“ fügte die ehemalige Geliebte Goethes hinzu, „mag wohl das französische Bürgerrecht das Banditenrecht sein. Wollte Gott, die Franzosen hätten es nur bei ridicules bewenden lassen und nicht bei Szenen, wovor die Menschheit schaudert.“ Ueber solchen Unsinn lachte Schiller noch, und so auch sah er es kaltblütig mit an, als sich im Oktober 1792 Mainz an den französischen General Custine ergeben mußte, obgleich dadurch auch für ihn die Aussichten verschwanden, die ihm Dalberg erweckt hatte.

Gelassen meinte er: „Die Mainzer Aspekten werden sehr zweifelhaft für mich, aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen betrügen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu beschaffen.“ Aber das war in der Tat nur ein flüchtiger Einfall, und schon im Oktober rechnete sich Schiller in einem Briefe an Körner zu den „Revolutionsfeinden“. Im Dezember wollte er dann eine Schrift für den gefangenen Ludwig XVI. verfassen; obgleich er den Moniteur regelmäßig las, war ihm das Wesen der französischen Klassenkämpfe doch so fremd, daß er sich einbildete, eine solche Schrift dürfte „wahrscheinlich auf diese richtungs-

losen Köpfe einigen Eindruck machen". Aber wohl wurde ihm darüber nicht, und als Ludwig Capets schuldiges Haupt unter dem Schermesser der Guillotine gefallen war, schrieb Schiller am 8. Februar 1793 an Körner: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung lesen, so sehr ekeln diese elenden Schinderskuechte mich an." Der kühnste Vertreter des deutschen Sturmes und Dranges verhüllte entsetzt sein Haupt, als ihm die bürgerliche Revolution leibhaftig entgegentrat.

Am Tage darauf fragte er beim Erbprinzen von Augustenburg an, ob er diesem seine Philosophie des Schönen, bevor er sie dem Publikum übergebe, in einer Reihe von Briefen zuerst vorlegen dürfe. Es waren die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die philosophische Hauptschrift Schillers.

Aesthetik und Philosophie.

Lange hatte sich Schiller gegen das Studium Kants gesträubt, auf das ihn Körner immer wieder hingewiesen hatte. Es ist wohl sein übertriebenes Mißtrauen in den Umfang seiner Vorkenntnisse gewesen, das ihn von einer schwierigen Aufgabe zurückschreckte, aber als er nun die nötige Muße fand, sich in sie zu vertiefen, mußte er um so freudiger überrascht sein, auf einen verwandten Geist zu stoßen, der klarer und schärfer, als ihm selbst gegeben war, den Zwiespalt zwischen Sinnenwelt und Sittengesetz zu lösen unternahm und diese Lösung in der Kunst fand.

Zwischen das Reich der Natur, das Reich dessen was ist, und das Reich der Freiheit, das Reich dessen was sein soll, zwischen die Erscheinungswelt, die den menschlichen Willen den Gesetzen der Natur unterwirft, und die Welt der Ideen, wo der freie Wille des Menschen herrscht, hatte Kant als verbindendes Glied das Reich der Kunst gestellt. Nirgends entfaltete sich Kants Genius so glänzend, wie in der Kritik der Urteilskraft. Sie war 1790 erschienen und wurde von Schiller verschlungen, der hier nun die „Mittelkraft" fand, nach der schon der Zögling der Karlsschule gesucht hatte. Hatte die bisherige Aesthetik die Kunst auf die platte Nachahmung der Natur verwiesen oder sie mit der Moral verquickt oder sie als eine verhüllende Form der Philosophie betrachtet, so wies sie Kant als ein eigenes und ursprüngliches Vermögen der Menschheit nach, in einem tief durchdachten und eben deshalb auch künstlich konstruierten, aber an freien und weiten Ausblicken reichen System.

Kritischer als zur Aesthetik Kants stellte sich Schiller zu seiner Ethik. „Es ist immer noch etwas in Kant", schrieb er später einmal an Goethe, „was einen, wie bei Luthern, an einen Mönch erinnert, der sich zwar sein Kloster geöffnet hat, aber die Spuren desselben nicht ganz vertilgen konnte." In der Tat ist Kants Pflichtenlehre mit ihren kategorischen Imperativen nichts weiter, als die philosophische Verkleidung der mosaischen Zehngebote und seine Lehre von dem radikal Bösen der Menschennatur nichts anderes, als die philosophische Verkleidung des Dogmas von der Erbsünde. Der Spinozist Goethe schrieb darüber an den Spinozisten Herder: „Kant hat seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenalter gebraucht, ihn von

mancherlei sudelhaften Vorurteilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herangelockt würden, den Saum zu küssen." Nicht anders aber urteilte der Kantianer Schiller, der schon zehn Jahre früher in seiner Selbstkritik der Räuber aufs schärfste gegen die Meinung protestiert hatte, daß der Mensch ursprünglich zum Verderblichen neige. Er schrieb im Februar 1793 an Körner, daß Kants Lehre von der Neigung des menschlichen Herzens zum radikal Bösen empörend für sein Gefühl sei, und Kant überhaupt nicht wohl daran tue, die christliche Religion durch philosophische Gründe zu stützen und das morsche Gebäude der Dummheit zu flicken. Und so hat auch Schiller die echte Philisterschrulle Kants verspottet, daß nicht der tugendhaft handle, der sich unter dem Triebe eines mitfühlenden Herzens seinen Mitmenschen hilfreich erweise, — denn er befriedige nur seine eigene Neigung —, sondern etwa der Geizhals, der unter dem Gebote des kategorischen Imperativs mit äußerstem Widerstreben ein Almosen spende.

Unfähig die bürgerliche Revolution zu begreifen, gab Schiller nun der Kantischen Philosophie die eigentümliche Wendung, daß er aus Kants Reiche der Natur den Naturstaat machte, worunter er den feudalistisch-absolutistischen Staat seiner Zeit verstand, aus Kants Reiche der menschlichen Willensfreiheit aber „den Bau einer wahrhaft politischen Freiheit", und wie Kant das Reich der Kunst als verbindendes Glied zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Freiheit errichtet hatte, so wollte Schiller aus dem Naturstaat über die Brücke der ästhetischen Kultur in den bürgerlichen Vernunftstaat.

Die ästhetischen Abhandlungen, in denen sich Schiller zunächst mit Kant auseinandersetzte, ziehen die Konsequenzen des bürgerlichen Vernunftrechts mit radikaler Schärfe. In einem dieser Aufsätze heißt es: „Eine solche Ausdehnung des Eigentumsrechts, wobei ein Teil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet." Und in einem anderen: „Des Menschen ist nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres, als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erduldet, wirft seine Menschheit weg." Und in einem dritten findet sich jenes schöne Wort über die Sklaverei ohne sklavische Gesinnung, womit dies Lebensbild Schillers eingeleitet worden ist.

Nicht jedoch als ob Schiller deshalb das Aesthetische wieder mit dem Moralischen oder Politischen zusammengeworfen, und der alberne Kalauer Nietzsches über den „Moraltrompeter von Säckingen" irgend einen Sinn hätte. Schiller hat das Aesthetische, so strenge wie nur immer Kant, vom Moralischen und Politischen gesondert. Er nannte es einen „barbarischen Geschmack", den Dichtern „Nationalgegenstände" zur Bearbeitung zu empfehlen; er schrieb: „Wehe dem griechischen Kunstgeschmacke, wenn er durch die historischen Beziehungen in den Werken seiner Dichter erst hätte gewonnen werden müssen", und so meinte er auch: „Es ist offenbar Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zwecke in ästhetischen Dingen fordert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will." Kants Satz, daß der

Gegenstand der ästhetischen Betrachtung nicht der Stoff, sondern die Form sei, erscheint bei Schiller in der prägnanten Fassung: „Darin besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt.“ Ueberhaupt wenn Schillers ästhetische Abhandlungen nicht immer Kants philosophische Tiefe erreichen, so sind bei ihm die rein ästhetischen Urteile, eben weil er ein Dichter war, oft reicher und schärfer gefaßt, als bei Kant. Hatte Kants Schönheitsideal noch stark an Winckelmanns griechische Kontour erinnert, und hatte selbst Lessing sich „allenfalls“ damit befreunden wollen, daß die Obrigkeit alles Gemeine und Niedrige in der Kunst „unterdrücke“, so sicherte Schiller dem Gemeinen und Niedrigen sein gutes Recht in der Kunst. Freilich sagte er, das Gräßliche und das Niedrige, die äußersten Grenzposten des Geschmacks, seien sehr behutsam anzuwenden und müßten durch einen erheblichen künstlerischen Zweck gerechtfertigt werden, aber man darf ihn in diesem Punkte mit einiger Nachsicht beurteilen, denn die glorreiche Entdeckung, daß der Dreck um des Dreckes willen die künstlerische Darstellung erheische, konnte erst in einem erleuchteteren Zeitalter gemacht werden.

In den Briefen nun über die ästhetische Erziehung des Menschen, die Schiller an den Erbprinzen von Augustenburg richtete, wirft er sich selbst zunächst die Frage entgegen, weshalb er sich mit ästhetischen Untersuchungen abgebe, da doch das „vollkommenste aller Kunstwerke, der Bau einer wahren politischen Freiheit“ ein „so viel näheres Interesse darbiete“, in einem Augenblick, wo auf dem politischen Schauplatze „das große Schicksal der Menschheit“ verhandelt werde, „der große Rechtshandel“, woran jeder beteiligt sei, der sich Mensch nenne. Er antwortet, das morsche Gebäude des Naturstaats wanke zwar, jedoch finde der freigebige Augenblick ein unempfängliches Geschlecht. Schiller entdeckt „rohe und gesetzlose Triebe“ in den „niederen und zahlreicheren Klassen“, nur daß er hinzufügt, die „zivilisierten Klassen“ böten den noch widrigeren Anblick der Schlaffheit und einer Degeneration des Charakters, die um so mehr empöre, weil die Kultur selbst ihre Quelle sei.

Gewiß fänden sich bei allen Völkern, die in der Kultur begriffen seien, ähnliche Zustände, allein bei einiger Aufmerksamkeit zeige sich ein Kontrast zwischen der heutigen und der ehemaligen, besonders der griechischen Form der Menschheit. Schiller erkennt den Unterschied zwischen der antiken und der bürgerlichen Gesellschaft. Er schreibt in dem Deutschland, das noch nichts von der großen Industrie und kaum etwas von der Manufaktur wußte: „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zum Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft.“ Schiller bricht darüber keineswegs in reaktionäre Klagen aus. Er sagt vielmehr: „Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonism der Kräfte ist das große Instrument der Kultur.“ Aber, so fügt Schiller hinzu, auch nur das

Instrument; so lange er dauert, ist man erst auf dem Wege zur Kultur. Wie viel immer für das Ganze der Welt durch die getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen wird, so leiden die Individuen unter dem Fluche dieses Weltzwecks. „Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichmäßige Spiel der Glieder die Schönheit. Ebenso kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur ihre gleichförmige Kultur glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältnis ständen wir also zu dem vergangenen und dem kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer notwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben und unserer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht in einem seligen Müßiggange seiner moralischen Gesundheit warten und den freien Wuchs seiner Menschheit entfalten könnte." Schiller zieht auch hier rücksichtslos die Konsequenzen des bürgerlichen Vernunftrechts, und seine Schuld ist es nicht, daß sich die bürgerliche Vernunft auf halbem Wege in dem kapitalistischen Profit verlor und nun nichts mehr von „Zukunftsstaaten" wissen will, worin sich der „freie Wuchs der Menschheit" entfalten kann.

Kann dies Ziel nun aber nach Schillers Auffassung nicht durch den Kampf zwischen den „niederen" und den „zivilisierten Klassen" erreicht werden, so auch durchaus nicht durch den Naturstaat, den absolutistisch-feudalen Staat, dessen barbarische Roheit und unheilbare Verrottung die ästhetischen Briefe mit beredten Worten schildern. Es ist, als ob Schiller durch das Dunkel des kommenden Jahrhunderts hindurch die Urteilspraxis der preußischen Disziplinargerichtshöfe gesehen hätte, wenn er das beißende Epigramm abschnellt, der Naturstaat werde sich leichter dazu entschließen, — und wer könne ihm darin Unrecht geben? — seinen Mann mit einer Venus Cytherea, der Göttin geiler Lust, als mit einer Venus Urania, der hohen Himmelsgöttin, zu teilen? So kommt denn Schiller zu dem Ergebnisse, daß man durch das ästhetische Problem seinen Weg nehmen müsse, um das politische Problem zu lösen, daß der Weg zur Freiheit durch die Schönheit führe.

Die ästhetischen Briefe Schillers enthüllen das Geheimnis unserer klassischen Literatur; sie weisen einleuchtend genug nach, weshalb der bürgerliche Befreiungskampf des achtzehnten Jahrhunderts sich in Deutschland auf dem Gebiet der Kunst entfalten mußte. Aber sie geraten selbstverständlich ins Bodenlose bei dem Versuche, den Weg von der ästhetischen Schönheit zur politischen Freiheit zu finden. Schon im zehnten Briefe gesteht Schiller, die Erfahrung sei vielleicht der Richterstuhl nicht, vor dem sich eine Frage wie diese ausmachen lasse, und je mehr er sich in seine gedankenreichen Untersuchungen vertieft, um so mehr wird ihm das Mittel zum Zwecke. Er sucht wohl noch seinen Grundgedanken in dem Satze festzustellen: „Der Mensch in seinem *physischen* Zustande erleidet bloß die Macht der Natur, er erledigt sich dieser Macht in dem *ästhetischen* Zustande, und er beherrscht sie in dem *moralischen*", aber die ästhetischen Briefe schließen doch mit dem „ästhetischen Staat" als dem Endziele. „Der Geschmack breitet über das

physische Bedürfnis, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von den Leblosen wie von den Lebendigen ab . . . Hier also, in dem Reiche des ästhetischen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte, und wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung anerkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben." Schließlich antwortet Schiller auf die Frage, ob ein solcher Staat des schönen Scheins existiere und wo er zu finden sei, daß er dem Bedürfnis nach in jeder feingestimmten Seele existiere, aber daß er sich tatsächlich wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finde.

So verkündet sich dieser ästhetisch-philosophische Idealismus selbst als ein Spiel, womit auserlesene Geister sich die traurigen Wände ihres Kerkers vergoldeten, und es wäre heute ein Hohn auf die hungernden Massen, wenn man ihnen zumuten wollte, sich ihrer Fesseln nur „in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit" zu entledigen.

In der Heimat.

Im Februar 1793 fragte Schiller beim Erbprinzen von Augustenburg an, ob er die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen an ihn richten dürfe, aber erst zwei Jahre später begannen sie öffentlich zu erscheinen. In die Zwischenzeit fällt eine tief greifende Umwandlung von Schillers Leben.

Im August 1793 trat er eine längere Besuchsreise in die alte Heimat an, in erster Reihe, um seinen siebzigjährigen Vater wiederzusehen, nachdem ihn die Mutter und die jüngste Schwester schon ein Jahr früher in Jena aufgesucht hatten. Auch sonst wohl trieb es ihn, die alten Stätten wiederzusehen; „die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden", sagte er, „und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig." Im Grunde ist er bei aller weltbürgerlichen Gesinnung immer ein echter Schwabe geblieben, auch darin, daß ihm der schwäbische Kanton stets das „Vaterland" war.

Eine frohe Hoffnung begleitete ihn auf die Reise; im September gebar ihm seine Lotte das erste Kind, einen Sohn. Es war ihm, als ob er die auslöschende Fackel seines Lebens an einer anderen angezündet sähe, und er fühlte sich ausgesöhnt mit dem Schicksal. Denn auch die Krankheit war seine Begleiterin auf der Reise geblieben und die nagende Sorge um die Zukunft und der Zweifel an seinem eigenen Genius, der, wie er klagte, durch gar keine wohltätige Berührung von außen gestärkt und erneuert werde. Es war in dieser schwäbischen Zeit, wo sich einmal der schmerzliche Seufzer von seinen Lippen rang: „Gebe der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße, und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Wert bei mir behalte."

Aber dennoch schlossen seine Kampfesjahre mit dieser Rückkehr in die Heimat ab, wie sie einst mit der Flucht aus ihr begonnen hatten. Das Wiedersehen mit den alten Kameraden von der Karlsschule zeigte ihm, wie weit er über sie hinausgewachsen war; er fand sie „verbauert“, während er ihnen als „vollendeter Mann“ imponierte. „Er war ein ganz anderer Mann geworden“, schreibt einer von ihm, „sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen vollendeten das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört, aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes.“ Dannecker, ebenfalls ein Zögling der Karlsschule, meißelte dazumal die berühmte Büste Schillers, denn „der Schwabe muß dem Schwaben ein Monument machen“, und auch auf der Karlsschule selbst konnte Schiller sich unter großem Jubel zeigen, da sein alter Widersacher Karl Eugen bald nach seiner Ankunft gestorben war.

So verlebte Schiller im Schwabenlande glückliche Tage. Von Heilbronn, wo er zuerst gelandet war, siedelte er nach Ludwigsburg und Stuttgart über, immer in regem Verkehr mit den Seinen auf der Solitüde. Der Vater, der lange Jahre „mit mehr Furcht als Hoffnung“ die „Umwege“ des „lieben Fritz“ verfolgt hatte, war nun voll Stolzes auf den berühmten Sohn. Eine Verstimmung in das glückliche Familienleben brachte nur Karoline v. Beulwitz, die auch nach Schwaben gekommen war und hier endlich ihren Wilhelm v. Wolzogen erhörte. Sie ging mit ihm nach der Schweiz, noch ehe die Scheidung von ihrem Manne ausgesprochen worden war; weniger wohl dieser Verstoß gegen die heilige Ordnung erkältete die einst so feurigen Beziehungen Schillers zur Schwester seiner Frau, als weil er meinte, daß „diese zwei Leute“ gar nicht zusammen paßten. Sie haben sich dann geheiratet, und gingen nach Weimar, wo Wolzogen Kammerherr und Oberhofmeister, Geheimrat und Minister wurde, durch den großen Mäcen Karl August, über dessen Kräfte es ging, für den bürgerlichen Schwager, und mochte er auch Friedrich Schiller heißen, mehr als ein Almosen von jährlich zweihundert Talern aufzubringen.

Zum Glück gewann jetzt Schiller in Schwaben einen unternehmenden Verleger, der ihn fortan aller Sorgen um die gemeine Notdurft des Lebens überhob. Noch immer unermüdlich im Pläneschmieden, hatte er längst den Plan einer großen Monatsschrift erwogen, um die sich die ersten literarischen Kräfte Deutschlands scharen sollten, aber bei seinem alten Verleger Göschen dafür kein Interesse gefunden. Dagegen ging der Buchhändler Johann Friedrich Cotta in Tübingen gern darauf ein, und er ist für Schiller mehr als ein geschickter und wohlwollender Verleger, er ist ihm ein Freund geworden, auf dessen Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit steter Verlaß war. Der Briefwechsel, den sie geführt haben, stellt beiden Männern ein gleich günstiges Zeugnis aus; in allen Geldsachen sind sie immer als anständige Leute miteinander ausgekommen, und es war nicht zu Schillers Schaden,

daß manche seiner kühnen Projekte bei Cotta nur die theoretische Anerkennung fanden, daß sie „Großes und Originelles" enthielten. Cotta dachte deshalb nicht kleinlich und bewies es gleich bei Beginn ihrer Freundschaft. Er wollte den Dichter gern für die Redaktion eines großen Tageblattes gewinnen, das er zu gründen beabsichtigte und als Allgemeine Zeitung auch gründete, aber sobald Schiller ablehnte, ging er gern auf dessen Plan ein, der von vornherein zu ideal angelegt war, um geschäftlich große Aussichten zu bieten. Als Schiller in der Mitte des Mai nach Jena zurückkehrte, war es beschlossene Sache, daß die neue Zeitschrift unter dem Titel der Horen vom Januar 1795 ab erscheinen sollte, unter dem Namen der drei schwesterlichen Göttinnen, in denen der Grieche die welterhaltende Ordnung, den gleichmäßigen Rythmus des Sonnenlaufs verehrte.

Einen Monat später richtete Schiller an Goethe die Aufforderung zur Mitarbeit an den Horen, und von nun an begann die Freundschaft der beiden Männer, mit der sich Schillers Meisterjahre eröffnen.

III.

Meisterjahre.

Goethe und Schiller.

Sechs Jahre hatten Goethe und Schiller nebeneinander gelebt, ohne je in eine andere, als eine amtliche oder gelegentliche Berührung zu kommen. Es ist kein Zweifel, daß Goethe der ablehnende und zurückhaltende Teil gewesen ist, und er selbst hat darüber auch nie einen Zweifel gelassen.

Nicht so klar, wie die Tatsache selbst, sind ihre Gründe. Was Goethe an solchen Gründen angeführt hat, läuft darauf hinaus, daß er nach seiner Zurückkunft aus Italien, wo er sich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstsachen ausgebildet hätte, Kunstwerke, die ihn äußerst anwiderten, in großem Ansehen gefunden habe, so Heinses Ardinghello und Schillers Räuber. Schiller sei ihm verhaßt gewesen, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und ästhetischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen bestrebt habe, recht im vollen hinreißenden Strom über das Vaterland ausgegossen hätte. Wie hätte er jene Produktion von genialem Wert und wilder Form überbieten können? So habe er alle Versuche abgelehnt, ihn mit Schiller zusammenzubringen.

Diese Darstellung Goethes ist Hunderte von Malen unbesehen nachgedruckt worden, und sie wird unfehlbar immer wieder angezogen, wo man von Goethes und Schillers Freundschaft spricht. Und doch genügt es, ein paar allbekannte Zahlen hinzuschreiben, um sofort zu erkennen, daß sie hinfällig ist. 1781 erschienen die Räuber, 1783 Fiesko, 1784 Kabale und Liebe. Dagegen reiste Goethe 1786 nach Italien und kehrte 1788 nach Weimar zurück. Er fand, soweit es sich um Schiller handelte, gar keine andere Lage vor, als schon jahrelang vor seiner italienischen Reise bestanden hatte, oder so weit eine Aenderung bestand, war sie eine Besserung in seinem Sinne, denn die Kraftdramatik war 1788 verschollener als 1786. Das erste Gedicht Schillers, das er nach seiner Rückkehr las und lobte — nur daß er es zu lang fand — waren die Götter Griechenlands.

Damit soll selbstverständlich Goethe keiner Unwahrhaftigkeit geziehen werden. In seinen alten Tagen sind ihm beim Rückblick auf frühere Zeiten oft Irrtümer untergelaufen; man denke nur an die „berühmte Stelle“, wo er die Söldner des alten Fritz zu Geburtshelfern unserer klassischen Literatur ernannte. Aber um auch nur bei Schiller zu bleiben, so hat Goethe später gerade die fruchtbarste Zeit ihres Zusammenwirkens mit den verächtlichen Worten abgetan: „Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet! Gerade in diesen Tagen, bei Durchsicht unserer Briefe, ist mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folgen waren.“ Das ist sicherlich in gutem Glauben gesagt, aber ebenso sicher hinfällig, obgleich Goethe frisch von der Durchsicht des urkundlichen Materials kam.

Von ganz entgegengesetzten Richtungen her waren die Lebenswege beider Männer gelaufen, bis sie sich endlich trafen. Goethe gehörte als Frankfurter Ratsherrnkind und als Minister in Weimar zu den herrschenden Klassen seiner Zeit; seine Rebellion gegen die Misere der deutschen Zustände war die Rebellion eines genialen Künstlers gegen ein dumpfes und kläglich gebundenes Philisterleben; an den sozialen Zuständen rüttelte er auch dann nicht, wenn er rebellierte. Gerade aber im Kampfe mit diesen Zuständen war Schiller als Dichter emporgewachsen, und als er das unwürdige Joch nicht mehr spürte, gegen das er sich wieder und wieder aufgebäumt hatte, hatten ihn qualvolle Zweifel an seinem dichterischen Beruf ergriffen, Zweifel, wie sie Goethe nie gekannt hat. Goethe war immer der große Künstler, der nicht anders als in der Atmosphäre der Kunst leben und weben konnte, bei dem das „Angeschaute und Empfundene und Erfahrene zu dem verstandensten Ausdruck drängte, ohne durch die Erkenntniskraft durchgedrungen zu sein“; Schiller gehörte im letzten Grunde zu den bürgerlichen Aufklärern, in die Reihe der Diderot und Rousseau und Voltaire, der Lessing und Herder, die auf dem Gebiet der Aesthetik, der Historie, der Philosophie, der Poesie nach vernichtenden Waffen gegen die feudale Weltanschauung suchten.

Freilich stärker, als in ihnen allen, überwog in ihm die dichterische Gabe, und erst in ihrem Elemente wurde ihm das Aesthetische, Historische und Philosophische lebendig. Aber mit souveräner Machtvollkommenheit schaltete sein künstlerisches Vermögen nicht. Einer seiner Biographen sagt treffend: Goethe findet seine Stoffe, Schiller sucht sie, und noch treffender meinte Hebbels Künstlernatur, die gründliche Analyse von Schillers Arbeiten zeige, daß der Schöpfungsakt bei ihm nicht rein gewesen, daß Zeugen und Machen bei ihm nicht unmittelbar zusammengegangen, sondern weit auseinandergefallen sei. Die Tatsache trete nicht immer gleich schneidend hervor, aber sie verleugne sich fast nirgends und gebe Schillers Dichtungen, den dramatischen sowohl wie den lyrischen, etwas Zwitterhaftes, das ihnen, wie den Dichtungen Rousseaus, zwischen glühenden Phantasiegeburten und kalten Verstandeshervorbringungen einen Platz in der Mitte anweise.

Der innere Gegensatz zwischen beiden Dichtern war niemals zu überwinden, auch durch die Kantische Philosophie nicht und durch sie am aller-

wenigsten. Schiller selbst nennt Goethes Geistesart einmal intuitiv, die seinige aber spekulativ; Goethe steige vom Individuum zur Idee, während ihm zuerst die Idee gegeben sei, von wo er zum Individuum herabsteige. In der Tat meinte Goethe selbst, daß er für Philosophie im eigentlichen Sinne des Wortes keine Begabung habe; er liebte nicht das „Hinpfahlen allgemeiner Begriffe“, wie er einmal mit einem bezeichnenden Ausdrucke sagte. Nur für Spinoza hatte er ein tieferes Verständnis und auch nur für die großen Grundgedanken dieses Philosophen: für die Einheit alles Seienden, die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, die Einerleiheit von Geist und Natur. Die Schriften Spinozas wollte Goethe doch nicht unterschreiben, von Spinozas „mathematischer und rabbinischer Kultur“ nichts wissen. An Kants Philosophie konnten ihn nicht einmal die Grundgedanken anziehen; er lehnte sie im günstigsten Falle höflich ausweichend ab, manchmal aber auch sehr derbe; nur an Kants Aesthetik hatte er seine Freude, da er hier in klare Gesetze gefaßt fand, was er selbst im genialen Schöpferdrange unbewußt gewirkt hatte.

Die grundverschiedene Art beider Dichter, eben als Dichter, erklärt leicht, weshalb sich Schiller von Goethe ungleich mehr angezogen fühlen mußte, als Goethe von Schiller. Mit jener so ehrlichen wie scharfen Selbstkritik, die ihm eigen war, sah Schiller in Goethe ein Muster und Vorbild, dessen fördernde Teilnahme ihm von entscheidendem Werte sein mußte, so wenig er sich darüber täuschte, daß er es niemals erreichen könne. Nicht etwa nur zur Zeit, wo beide befreundet waren, nannte er sich einen „poetischen Lumpen“ im Vergleiche mit Goethe, sonderte er in seinem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung scharf, was sie trennte, gab er in den Gedichten vom Genius und vom Glück wundervolle Bilder von Goethes Eigenart. Auch schon als er noch hoffnungslos um Goethes Freundschaft warb, wies er bescheiden das Lob ab, das ihm Körner auf Goethes Kosten spenden wollte, und wenn die bürgerlichen Literarhistoriker sich über die „niedrigen und widrigen“ Aeußerungen aufregen, die Schiller in dieser Zeit des Harrens über Goethe getan haben soll, so suchen sie das Niedrige und Widrige jedenfalls am falschen Orte, wenn sie die unwirschen Worte aufstechen, die Schiller jeweilen im Zorne verschmähter Liebe über „diesen Menschen“ geäußert hat, der ihm nun einmal im Wege sei. Das sind kleine Menschlichkeiten, durch die Schiller nur dann verlieren könnte, wenn er wirklich der sentimentale Schmachtlappen gewesen wäre, zu dem er leider allzu oft gemacht worden ist.

Gesunde Naturen werden vielmehr nur höhere Sympathie für Schiller empfinden, wenn er über den ihm unnahbar gegenüberstehenden Goethe räsoniert: „Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünsche. An seinem Urteile liegt mir überaus viel . . . Weil mir nun überhaupt nur daran

liegt, Wahres von ihm zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." Man hat in diesen Worten den Menschen Schiller viel echter, als in allen feierlichen Sentenzen, die aus seinen Werken zitiert werden.

Goethe konnte sich nicht ebenso zu Schiller hingezogen fühlen, aber da er sehr gut wußte, daß Schiller nicht mehr der Dichter der Räuber war, so schien auch für ihn kein Grund vorzuliegen, sich einem so beharrlichen Werben zu entziehen. Dennoch gab es einen solchen Grund, der sofort in die Augen springt, wenn man einige trockene Tatsachen nebeneinander stellt. Im Sommer 1786 war Goethe als der Geliebte der Frau v. Stein nach Italien gereist, aber nicht als ihr Geliebter war er im Juni 1788 zurückgekehrt. Im Juli schloß er seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius, im September traf er zum erstenmal mit Schiller zusammen, im intimen Kreise der Frau v. Stein, demselben Kreise, der von nun an einen greulichen Klatschkrieg gegen die arme Christiane eröffnete, deren einzige Schuld darin bestand, von Goethe geliebt zu werden und dennoch nur eine kleine Arbeiterin aus einer Blumenfabrik zu sein.

Einer Rettung Christianes vor all dem giftigen Klatsche, den die Weiber des Hofadels gegen sie losgelassen haben, bedarf es heute nicht mehr. Sie hat zwei Ehrendenkmale, die unzerstörbar sind: die Briefe von Goethes Mutter, und den Kranz unsterblicher Lieder, womit Goethe sie geschmückt hat. Noch als er, nahezu achtzig Jahre alt, einmal von seinem Gartenhäuschen in den Park blickte, wo sie ihm zuerst begegnet war, brach es, wie ein frischer und warmer Quell, mitten durch die schnörkelhaften Reime seiner Chinesisch-deutschen Lieder:

War schöner als der schönste Tag,
Drum muß man mir verzeihen,
Daß ich sie nicht vergessen mag,
Am wenigsten im Freien.
Im Garten wars, sie kam heran,
Mir ihre Gunst zu zeigen;
Das fühl' ich noch und denke dran
Und bleib' ihr ganz zu eigen.

Als Goethe und Christiane ihren Bund schlossen, waren beide frei und verletzten die Rechte keines dritten; so waren gerade die edlen Hofdamen zu Sittenrichterinnen über sie berufen, die, wie Frau v. Stein, Frau v. Kalb, Frau v. Beulwitz-Wolzogen, als Gattinnen und Mütter ganz andere Dinge auf dem Kerbholze hatten, auch dann, wenn sie, wie die Kalb in ihrem Verhältnis zu Schiller, ihre anatomische Unschuld klüglich und kläglich bewahrt und damit selbst auf das Recht der Leidenschaft verzichtet hatten. Vermutlich die einzige von der ganzen Gesellschaft, die wenigstens vom beschränkt-philiströsen Standpunkte aus über Christiane schmählen durfte, ohne sich selbst verächtlich zu machen, war Lotte Schiller, und sie hat, als Schildträgerin der Frau v. Stein, von diesem erhabenen Vorrechte den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Am schlimmsten allerdings erst nach Schillers Tode, wo sie, als Christiane

mit Goethe auch kirchlich verbunden war, vor der „Frau Geheimrätin" ihre Kratzfüße machte, um hinter ihrem Rücken desto schnödere Witzchen über die „dicke Hälfte" zu reißen. Aber auch Schiller selbst hat sich von diesen trüben Dingen nicht fern gehalten; er hat den Herzensbund, den Goethe mit Christiane geschlossen hatte, nicht mit so frei-menschlichem Auge betrachtet, wie der Generalsuperintendent Herder und selbst der Herzog Karl August. Dem dramatischen Schmarren, worin sich Frau v. Stein an Goethe als verlassene Dido rächte, rühmte er einen schönen, stillen, sanften Geist nach, und in seinen Briefen an Körner trat er den Klatsch der höfischen Frauenzimmer nicht ohne Behagen breit. Zum erstenmal schrieb er darüber im November 1790, worauf Körner als verständiger Mann abwehrend antwortete, aber allmählich höhlte der Tropfen auch diesen Stein, und gerade zehn Jahre später, als Schiller wieder über die „elenden häuslichen Verhältnisse" Goethes jammerte, fing nun auch Körner im echtesten Biedermeierston an zu klagen, daß Goethe selbst nicht ein Geschöpf achten könne, das sich ihm unbedingt hingegeben habe.

Aus Goethes Briefwechsel mit seiner Mutter ist nunmehr hinlänglich bekannt, daß die „elenden häuslichen Verhältnisse", über die sich diese teilnehmenden Seelen die Haare ausrauften, nie bestanden haben. Unzweifelhaft schrieb Christiane noch um einige Grade unorthographischer als die adligen Klatschbasen, aber dafür hatte sie das Herz auf dem rechten Flecke, und wenn sie sich nicht auf höfischen Trödel verstand, so hatte sie arbeiten gelernt und hielt das große Hauswesen Goethes bei verhältnismäßig beschränkten Mitteln trefflich zusammen. Gestört wurde ihr Herzensbund allein durch die aufdringliche Einmischung einer mißgünstigen Außenwelt, und es gehört zu den unerfreulichsten Seiten in Schillers Leben, daß auch er, als Mann einer beinahe zur Hofdame gediehenen Frau, die Nase über den Olympier gerümpft hat, der sein eheliches Lager mit einem proletarischen Dirnchen teilte und auf dem blühenden Nacken des lieblichen Kindes mit leise fingernder Hand das Maß seiner unsterblichen Lieder zählte.

Bei der unglaublichen Enge der Verhältnisse, wie sie damals in Weimar und Jena bestanden, konnte es für Goethe kein Geheimnis bleiben, wie man im Hause Schillers über sein häusliches Leben dachte. So erklärt sich die kühle Reserve, die Goethe gegen Schiller beobachtete, und ganz sind diese Schatten zwischen ihnen auch dann nicht gewichen, als sie Freunde geworden waren. Die Aufforderung Schillers zur Mitarbeit an den Horen beantwortete Goethe noch mit gemessener Höflichkeit, und erst als sie einige Wochen darauf bei einer zufälligen Begegnung in Jena ein längeres Gespräch hatten, kamen sie sich näher. Auf diese Unterhaltung hin, die seine „ganze Ideenmasse" in Bewegung gebracht hatte, schrieb Schiller am 23. August 1794 an Goethe, und warb lebhaft um dessen Freundschaft, indem er durch lichtvolle Bemerkungen über Goethes dichterischen Genius sich als fähig erwies, ihn zu verstehen, und als würdig, mit ihm zu schaffen. Und nun fand er freundliches Gehör.

Aber eine Freundschaft, wie sie Schiller mit Körner verband oder wie sie Goethe nicht nur in jüngeren Jahren mit Herder, sondern auch noch in späteren Tagen mit Zelter geschlossen hat, ist ihnen nicht erwachsen. Als

Goethe nicht lange vor seinem Tode noch ihren Briefwechsel herausgab, kritisierte Börne die Stellung der beiden Freunde mit den Worten: „Goethe vergißt nie seine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man sieht ihn oft lächeln über dessen Zimperlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter gnädig und herablassend behandeln.“ Das ist in dieser Form übertrieben und selbst unrichtig; wenn Schiller in dem Briefwechsel durchaus als der Werbende erscheint, so ergibt sich dies aus dem Unterschied der Begabung und der Jahre, und Goethe dachte in der Tat zu groß, um deshalb den Ton gnädiger Herablassung anzuschlagen. Aber einen Ton bestimmter Zurückhaltung spürt jeder unbefangene Leser in den Briefen Goethes an Schiller. Es ist auch bezeichnend, daß, während Schillers Frau in den 999 Nummern des Briefwechsels viele Male erscheint, Christiane von jedem der Briefschreiber nur je einmal erwähnt wird: von Goethe in der würdigen, mit seiner späteren Aeußerung, wonach Christiane immer seine Frau gewesen sei, durchaus übereinstimmenden Form: „Heute (am 13. Juli 1796) erlebe ich auch eine eigene Epoche, mein Ehestand ist eben acht Jahre und die französische Revolution sieben Jahre alt“; von Schiller in der ungeschickten und verletzenden Art, daß er drei Monate später beiläufig an Goethe meldet, er habe an „Mademoiselle Vulpius“ geschrieben, ihm, wenn sie dazu kommen könne, in Goethes Abwesenheit etwas aus dessen Bibliothek zu besorgen. Goethe meldet Geburt und Tod seiner Kinder, Schiller gratuliert und kondoliert, die Söhne beider Dichter verkehren miteinander, aber die Mutter von Goethes Kindern wird nie erwähnt. Wie sich dieser seltsame Verkehr bei den tage- und wochenlangen Besuchen Schillers im Hause Goethes gestaltet haben mag, ist nicht mehr zu ersehen.

An diesen unerfreulichen Dingen sachte vorbeizuschleichen, wie es die bürgerlichen Literarhistoriker tun, ist ebenso verkehrt, wie es verkehrt sein würde, darüber zu vergessen, daß Goethes und Schillers zehnjähriges Zusammenwirken der Gipfel unserer klassischen Literatur war, von dem unzählige befruchtende Ströme in das geistige Leben der Nation geflossen sind. Sich über die dumpfen und engen Verhältnisse hoch erhoben zu haben, in denen zu leben sie verurteilt waren, macht ihren Ruhm aus, aber wie sie in ihrer dünnen Höhenluft atmen konnten, begreift man erst, wenn man die widrige Wirtschaft des Winkels kennt, in der ihrer sonst der geistige Tod geharrt hätte.

Philosophische Dichtungen.

Der erste und alles in allem auch hauptsächlichste Gewinn, den Schiller aus Goethes Freundschaft zog, war sein wiedererwachendes Selbstvertrauen auf seinen dichterischen Beruf; nachdem seine Muse lange Jahre geschwiegen hatte, durfte er im Jahre 1795 mit einem Goethischen Worte sagen, daß sich ihm ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebar.

Doch hatte Goethe an dieser neuen Lyrik Schillers zunächst keinen oder doch nur einen mittelbaren Anteil. Ihr eigentlicher Geburtshelfer war Wilhelm v. Humboldt, der, um acht Jahre jünger als Schiller, dadurch in dessen Kreise gekommen war, daß er eine Freundin der Schwestern Lengefeld geheiratet hatte, Karoline v. Dacheröden, die einzige, bedeutende Frau aus

diesem thüringischen Kleinadel. Humboldt lebte einige Jahre in Jena, ehe er große Reisen ins Ausland antrat, war aber im Jahre 1795 durch eine Krankheit seiner Mutter nach seinem Familiengute Tegel bei Berlin zurückgerufen worden und stand von da aus im regsten Briefwechsel mit Schiller. Ein ungemein angeregter und vielseitiger, aber schwer und selbst schwerfällig produzierender Geist, angeekelt von dem geistlosen und rohen Mechanismus des damaligen Staats, den er zudem in der preußischen Fasson aus praktischer Erfahrung kannte, an griechischem Geiste geschult und gleichermaßen ästhetischen wie spekulativen Studien hingegeben, verehrte er in Schiller nicht den Philosophen, der dichtet, oder den Dichter, der philosophiert, sondern den Genius, in dem beide so verschiedene Richtungen aus Einer Quelle entsprangen, der beide besaß, aber auch schlechterdings nicht Eine allein besitzen konnte.

In der Tat war Schiller, wie nur im Drama ein großer Historiker, so nur in der Lyrik ein großer Philosoph. Seine ästhetischen Abhandlungen, so reich sie im einzelnen an Gedanken sind, zeigen doch nur den Schüler Kants, der sich, nicht immer mit Erfolg, den Meister fortzubilden bemühte. Dagegen tritt Schiller in seinen philosophischen Dichtungen seinem philosophischen Meister selbständig gegenüber. In der Kritik der reinen Vernunft hatte Kant den falschen Schein einer transszendenten (über die Erfahrung hinausgehenden) Vernunft zerstört, in der Kritik der praktischen Vernunft aber eine nicht auf Erfahrung gegründete Ideenwelt entwickelt und nicht nur ihr Recht aufs Dasein verteidigt, sondern auch die ganze empirische Erkenntnis der Welt den sittlichen Ideen untergeordnet und wahre Wissenschaftlichkeit nur da angenommen, wo unsere ganze Auffassung der Dinge dergestalt wissenschaftlich geordnet sei, daß der Zweck unseres Daseins, also das sittliche Prinzip, den Bau des Systems bestimme. Kant war, wie der bedeutendste Neu-Kantianer, Albert Lange, mit Recht sagt, scheinbar nur Kritiker und begründete doch eine Spekulation, die nicht nur unwandelbare und schlechthin notwendige ethische Ideen dichtete, sondern auch noch den Anspruch erhob, das gesamte Wissen nach diesen Ideen zu ordnen. Dabei waren diese Ideen selbst nur ein kleinbürgerlicher Aufguß uralter Theologie, und Kant pries sogar seine Vernunftkritik den Regierungen als das sicherste Mittel an, das Volk in der Unvernunft zu erhalten, so daß es gegen Atheismus und Materialismus und freigeisterischen Aberglauben immun werde, ja selbst nicht einmal durch Philosophen- und Pfaffengezänk argwöhnisch gemacht werden könne.

Hier nun verhält sich Schillers philosophische Poesie zu Kants philosophischer Prosa, wie das Neue zum Alten Testamente. Schiller selbst legt diesen Vergleich nahe durch den Brief, den er am 17. August 1795 an Goethe richtete, zur selben Zeit, wo er sein berühmtestes philosophisches Gedicht, Das Reich der Schatten, das er später in Das Ideal und das Leben umtaufte, eben vollendet hatte. Er sagt in diesem Briefe: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deshalb so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er

in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion." Und genau in diesem Sinne lehnte Schiller die Kantischen Imperative, die mosaischen Zehngebote ab, um an ihre Stelle die freie Neigung zu setzen, womit sich der Mensch ästhetisch erlöst.

In der Welt der Kunst, in den „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen", lebt jenes Reich des Ideals, in das sich der Mensch aus dem „engen, dumpfen Leben" flüchten muß, um der „Angst des Irdischen" zu entgehen. Dieser Grundgedanke kehrt in den philosophischen Dichtungen Schillers immer wieder, im Reiche der Schatten, in der Macht des Gesanges, im Tanze, in der Teilung der Erde, im Pegasus im Joche und wie vielen anderen noch. In der Welt der Schönheit herrscht die Freiheit der Gedanken, schwinden die Fesseln des Gesetzes, sinken die Schranken der Sinne; in ihr ist die einzige Erlösung von allem schweren Sklavendasein, das den Menschen in den Staub drückt,

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympos Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Eine zergliedernde Analyse von Schillers philosophischen Dichtungen verbietet sich nicht nur an dieser Stelle aus äußeren Gründen, sondern im gewissen Sinne überhaupt. Humboldt sagt mit Recht, daß Schillers philosophische Poesie die Idee erzeuge und nicht bloß mit einem dichterischen Schmuck umkleide; die dem Leser sich darbietende Idee liege jenseits einer Kluft, über die der Verstand keine Brücke zu schlagen, die nur die dichterisch begeisterte Einbildungskraft zu überspringen vermöge. Und deshalb mischt Hebbel sehr Falsches mit sehr Wahrem untereinander, wenn er — um den Unterschied von Genie und Talent zu kennzeichnen — vom Genie sagt, daß in ihm immer etwas durchaus Neues, streng an ein bestimmtes Individuum Geknüpftes liege, jedoch hinzufügt, daß der mittelmäßigste Poet, der die Abendröte besinge oder ein Sonett auf einen Maikäfer mache, es zu einem Gedichte, wie dem Spaziergange Schillers, bringen würde, wenn seine Kraft millionenfach verstärkt würde, aber daß Schiller nie den Fischer oder den Erlkönig Goethes hätte erzeugen können. Genau die Definition des Genies, die Hebbel gibt, hat Goethe an Schillers philosophischen Gedichten, unter denen der Spaziergang in erster Reihe steht, mit den Worten erläutert: „Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als in einer anderen Literatur seines-

gleichen hat.“ Und so schrieb auch August Wilhelm Schlegel, der in Kunstfragen mitreden durfte: „So oft ich das Reich der Schatten seit vorgestern schon las, so kehrt doch jedesmal der Eindruck von etwas Einzigem und, wenn es nicht vorhanden wäre, Unglaublichem zurück.“

Aber wie Schiller nur als Dichter ein großer Philosoph war, so bieten seine philosophischen Gedichte nur einen ästhetischen Genuß. Das Neue Testament ist ein großer Fortschritt über das Alte hinaus, aber es ist auch noch Religion, ganz im Sinne Schillers, der sich aus Religion zu keiner der Religionen bekennen wollte. Die ästhetische Erlösung hebt den Dualismus nicht auf, sondern setzt ihn auch immer nur erst voraus. In ein Jenseits braucht sich nur zu retten, wer sich im Diesseits nicht helfen kann; nur von dem Hintergrunde einer hoffnungslosen Wirklichkeit hob sich Schillers Idealismus erhaben ab, und er wurde so unheimlich, wie nur irgendein religiöses Gespenst, als das wirkliche Leben aufhörte, hoffnungslos zu sein. Schiller selbst hat noch den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen getan, als er zum Antritt des neunzehnten Jahrhunderts, zur Zeit, wo „zwo gewaltige Nationen rangen um der Welt alleinigen Besitz“ den deutschen Philister ermahnte:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Ungleich ärger noch klang das Lied von der Glocke, wo die französische Revolution zur höheren Ehre des deutschen Spießbürgertums mit häßlichen Schmähungen überhäuft wurde.

Gegen Ende seines Lebens ist Schiller aber selbst noch zu der Erkenntnis gelangt, daß er in seinem Idealismus einem Trugbilde nachgewandert sei. In dem letzten seiner philosophischen Gedichte schildert er, wie er in des Lebens Lenze das Vaterhaus verlassen, all sein Erbteil, sein Habe fröhlich glaubend hingeworfen habe:

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, riefs, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend wards und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer bliebs verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf' ich mich in seinen Schoß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegts in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren
Und das Dort ist niemals hier.

Dies Gedicht stammt aus dem Jahre 1803, aber in der reichen Ernte, die das Jahr 1795 an philosophischen Dichtungen brachte, findet sich auch eins, das weder von bangen Zweifeln, noch von trügerischen Hoffnungen beirrt wird. Unter allen diesen Gedichten Schillers wurde es von Humboldt am tiefsten, aber von Goethe am höchsten gestellt. Es beklagt die zerronnenen Ideale der Jugend, aber es baut sich kein Reich des Ideals in die Wolken; woran es sich in einem persönlichsten Bekenntnis tapfer hält, sagt es in seinen Schlußzeilen:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Ueber den Dichter und den Philosophen hinweg hat sich der Mensch Schiller zum Evangelium der Arbeit bekannt, die ihm, durch alle Erdenplagen hindurch, die nur je einen Sterblichen bedrängt haben, das Leben geweiht hat bis zum letzten Atemzuge.

Xenien.

Die philosophischen Gedichte Schillers erschienen zum Teil in den Horen, zum Teil in einem Musenalmanach, den er für das Jahr 1796 und dann auch für die vier folgenden Jahre herausgab. Der Almanach überlebte die Horen noch um zwei Jahre, die es nur auf die kurze Frist von drei Jahren brachten.

Ueberreich, wie Schiller immer an Plänen war, an dichterischen nicht nur, sondern auch an geschäftlichen, war er oft überrasch in ihrer Ausführung. Auch die Horen, so lange er sich mit ihnen getragen hatte, erwiesen sich schließlich als eine Frühgeburt. „Schillers Geist mußte sich manifestieren", meinte Goethe später, und fand es wirklich lustig anzuschauen, wie ihr Briefwechsel mit der pompösen Ankündigung der Horen begann und dann Redaktion und Teilnehmer ängstlich nach Manuskript auslugten.

Die Horen sollten sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden könne und also sowohl philosophischen

Untersuchungen als historischen und poetischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessieren oder den nicht gelehrten Leser befriedigen könne, werde davon ausgeschlossen sein, vorzüglich aber und unbedingt würden sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezöge. Heißt es so in den Einladungen an die Mitarbeiter, so wird derselbe Gesichtspunkt noch weit schärfer in der öffentlichen Ankündigung der Zeitschrift betont. Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstige, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuere und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheuche, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung sei, werde es zum dringenden Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben sei, die Gemüter wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen. Als Mitarbeiter waren in dieser öffentlichen Ankündigung u. a. der Koadjutor Dalberg, Fichte, Gentz, Goethe, Herder, die beiden Humboldts, Schiller und Schlegel genannt.

Es war eine stattliche Phalanx, und auch an geschäftlicher Betriebsamkeit ließen es Herausgeber und Verleger nicht fehlen. Sie griffen dabei selbst zu recht zweifelhaften Mitteln; mit Vorwissen Schillers ließ Cotta in die Jenaer Literaturzeitung Rezensionen der Horen einrücken, die er selbst bezahlte. Schiller, der zehn Jahre früher in der Ankündigung seiner nunmehr entschlafenen Thalia das Publikum als seinen Souverän angeschwärmt hatte, meinte jetzt trocken, dem Publikum müsse man doch alles vormachen. Goethe dachte in diesem Punkt auch etwas souverän; gleich in die ersten Hefte gab er seine Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, über die selbst der treue Körner schrieb: „Was meint denn Goethe eigentlich mit seinen Unterhaltungen? Das erste Stück war mir begreiflich, und ich erkannte ihn in manchen Stellen. Auch im zweiten interessierte mich die Darstellung bei der ersten Erzählung. Aber für das dritte weiß ich nichts zu sagen. Und was soll daraus werden, wenn es immer decrescendo geht? Von allen Seiten hör' ich Klagen über diese Aufsätze, und wenn ich mich ihrer annehme, so werde ich der Parteilichkeit beschuldigt." An so prachtvollen Beiträgen, wie Goethes Römischen Elegien, stieß sich dann wieder die spießbürgerliche Prüderie. Und Schillers großartiges Reich der Schatten verstanden selbst in dem superklugen Berlin nur „äußerst wenige", wie Humboldt meldete. Die ästhetischen Briefe aber wurden in einem vielgelesenen Journal so rezensiert: „Schillers Stil ist nichts anderes, als eine ununterbrochene widerliche Mischung von gelehrt aussehenden, abstrakten und schöngeisterischen Phrasen, eine lange Reihe von rhetorischen Künsteleien und ermüdenden Antithesen, die unmöglich so und in dieser Anzahl in der Natur der Dinge gegründet sein können." Auch die Beiträge anderer Mitarbeiter, wie Herders und Humboldts, erwiesen sich als Kaviar fürs Volk.

Unbeschadet der Schuld, die Goethe und Schiller am Mißerfolge der Horen trugen, war es wesentlich doch der „Widerstand der stumpfen

Welt“, woran die neue Zeitschrift scheiterte. Der Unmut darüber regte sich zuerst in Goethe und zwar bei einem Anlaß, der nicht unmittelbar die Horen betraf. Im Herbste 1795 gab Friedrich Leopold Stolberg, der schon die Götter Griechenlands wegen ihrer antichristlichen Gesinnung denunziert hatte, eine Uebersetzung platonischer Gespräche mit einer Vorrede heraus, über die Goethe an Humboldt schrieb: „Haben Sie die monstrose Vorrede Stolbergs zu seinen platonischen Gesprächen gesehen? Es ist recht schade, daß er kein Pfaff geworden ist, denn so eine Gemütsart gehört dazu, ohne Scham und Scheu vor der ganzen gebildeten Welt ein Stückchen Oblate als Gott zu elevieren“, und ähnlich an Schiller: „Haben Sie die abscheuliche Vorrede Stolbergs zu seinen platonischen Gesprächen gelesen? Die Blößen, die er sich darin gibt, sind so abgeschmackt und unleidlich, daß ich große Lust habe, darein zu fahren und ihn zu züchtigen. Es ist sehr leicht, die Unsinnigkeit dieses bornierten Volkes anschaulich zu machen; man hat dabei das vernünftige Publikum auf seiner Seite, und es gibt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschweigens, Verruckens und Verdruckens, die sie gegen uns führt, hat sie lange verdient, daß ihrer nun auch in Ehren gedacht werde. Bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten, die ich nach und nach zusammenstelle, finde ich es doppelt nötig und nicht zu umgehen. Ich denke gegen Rezensenten, Journalisten, Magazinsammler und Kompendienschreiber sehr frank zu Werke zu gehen.“ Damit war Schiller sofort einverstanden: „Ich bins herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen.“ Am 29. Dezember schrieb dann Goethe: „Mit hundert Xenien, wie hier ein Dutzend beiliegen, könnte man sich sowohl dem Publiko als seinen Kollegen aufs angenehmste empfehlen“, worauf Schiller noch am selben Tage antwortete, der Gedanke mit den Xenien sei prächtig und müsse ausgeführt werden.

So entstanden die Xenien, die Goethe und Schiller als Füchse mit brennenden Schwänzen in das Land der Philister jagten. Xenien, d. h. Gastgeschenke nach einem Worte des römischen Epigrammendichters Martial; ein satirisches Strafgericht über alles Flaue, Mittelmäßige, Platte, Rückständige und Verdorbene, was sich damals im geistigen Leben Deutschlands breit machte, nach dem kurzen Aufschwunge des literarischen Sturmes und Dranges. Sie bekamen alle die schmerzende Geißel zu spüren, die flachen Aufklärer vom Schlage der Nicolai, die wässerigen Wochenschriften mit ihrem schielenden Neide auf alles Bedeutende und Große, die dilettantischen Aesthetiker und Kunstschwätzer, die frömmelnden Reaktionäre, wie Lavater und Stolberg, die Fabrikanten des bürgerlichen Dramas mit ihrem trockenen Spaß in der Komödie und ihrem nassen Jammer in der Tragödie und — leider — auch die Freiheitsschwärmer, wie Forster, und die Weltverbesserer, wie Fichte. Jedoch neben diesen strafenden Epigrammen entstanden in nicht minder reicher Fülle klare und körnige Sprüche, die einen Schatz ästhetischer und philosophischer Weisheit enthielten.

An beiden Arten der Xenien hat Schiller den reicheren Anteil, wenn sich freilich auch das Eigentumsrecht beider Dichter nicht völlig sondern läßt. Sie arbeiteten gemeinsam, und oft gab einer den Gedanken, der andere die

Form, oder was der eine in der ersten Zeile begonnen hatte, führte der andere in der zweiten Zeile aus. Doch soweit sich im einzelnen nachweisen läßt, welche Xenien von Goethe und welche von Schiller verfaßt worden sind, hat Schiller die schärferen Pfeile geschnitzt und sie zierlicher befiedert. Dagegen hat er auch zuerst und zumeist darauf gedrängt, der kritischen Ladung ein gediegenes Gewicht beizufügen. Als er eine Sendung Xenien zur Begutachtung an Goethe gesandt hatte, schickte sie dieser mit den fast bedauernden Worten zurück: „Die ernsthaften und wohlmeinenden sind gegenwärtig so mächtig, daß man denen Lumpenhunden, die angegriffen sind, mißgönnt, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt wird.“ Schon die köstliche Gnomenreihe der Votivtafeln allein mußte versöhnend wirken, mußte zeigen, daß der beißende Spott nur einer lauteren Begeisterung für die Kunst entsprungen war.

Allein sobald die Xenien im Musenalmanach für 1797 veröffentlicht wurden, offenbarte sich, daß Goethe „denen Lumpenhunden“ wirklich nicht zu viel getan hatte. Es entstand ein furchtbarer Aufruhr, und eine Reihe von Gegenschriften erschien, aber auch nicht eine darunter, die nicht sprechendes Zeugnis von der unglaublichen Verkommenheit der damaligen Literatur abgelegt hätte. Hebbel hat die Xenien und die „Gegengeschenke an die Sudelköche in Weimar und Jena“ ganz richtig so gekennzeichnet: „Auf der einen Seite ein prachtvoller feuerspeiender Berg, der ebenso viel flüssiges Metall als Lava zu Tage fördert, auf der anderen ein stinkender Schlammvulkan.“ Campe, der bekannte Kinderschriftsteller, der nur wegen seiner komischen Sprachreinigungsversuche ein wenig aufgezogen worden war, wollte Goethen ein „Federchen“ abbürsten, sagte dann aber: „Wir bürsten umsonst, denn an dir ist alles Feder, weil du dir selbst als Phönix, andern aber als Gimpel erscheinst.“ Und ein anderer Erzieher der Jugend, der Rektor Manso, dem auch nicht mehr als Pedantismus vorgeworfen worden war, dichtete also:

Meint denn der Hammel in Jena, wir wären so dumm, daß wir glaubten,
Er nur habe allein in dem Kalender gestutzt?
Ein mitstutzender Bock aus Weimar hat ihm geholfen,
Ohne den stößigen Bock fehlts dem Eunuchen an Kraft.

Da dem ehrwürdigen Pädagogen ein so geistreicher Gedanke noch nicht genügend ausgeschöpft zu sein schien, fügte er hinzu:

Besser stoßen, das ist gewiß, zwei Ochsen als einer,
Somit wißt ihr, warum Goethe sich Schillern verband.

Natürlich fehlte es auch nicht an den guten Freunden, die, ohne selbst getroffen zu sein oder mit den Getroffenen etwas gemein zu haben, dennoch mit hochgezogenen Brauen und wehleidig gekniffenem Munde über die Verletzung des guten Tons, nämlich durch Goethe und Schiller, ihr Klagelied anstimmten. So Papa Wieland und der Erbprinz von Augustenburg, der ein guter Mann war, aber in Nicolai einen ebenso großen Denker und Dichter verehrte, wie in Schiller. Mit der Sorte hatte schon Lessing seine liebe Not gehabt, und so nun auch Goethe und Schiller; alle wird sie ja nie.

Balladen.

Dem Xenienalmanach folgte der Balladenalmanach. Goethe schrieb im November 1796 an Schiller, nach dem tollen Wagstück mit den Xenien müßten sie sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen, und ihre proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln. Er selbst arbeitete jetzt an einem herrlichen Epos, an Hermann und Dorothea, und das angenehmste, was ihm Schiller melden konnte, war dessen Beharrlichkeit am Wallenstein.

Zwischenein stählten sie ihre Kräfte auf episch-dramatischem Gebiete: im Musenalmanach für 1798 erschien von Goethe Der Gott und die Bajadere, Der Schatzgräber, Der Zauberlehrling und Die Braut von Korinth, von Schiller Der Ring des Polykrates, Die Kraniche des Ibykus, Der Handschuh, Der Taucher, Ritter Toggenburg und Der Gang nach dem Eisenhammer. Nichts hat den Namen Schiller so bekannt oder doch so volkstümlich gemacht, wie diese Gedichte und die anderen Balladen, die ihnen folgten, im nächsten Jahre Die Bürgschaft und Der Kampf mit dem Drachen, dann in den Jahren 1801 und 1803 noch Hero und Leander und Der Graf von Habsburg. Aber wenn seine Balladen an genialem Wurfe nicht die Balladen Goethes und Bürgers erreichen, so stehen sie auch nicht am höchsten unter seinen eigenen Gedichten. Weder mit den philosophischen Dichtungen noch mit den reichen Epigrammenkränzen Schillers können sie sich an künstlerischem Werte messen. Unter ihnen selbst bleiben diejenigen, die einen mittelalterlichen Stoff behandeln, im allgemeinen hinter denen zurück, die aus antiken Ueberlieferungen geschöpft haben. Im allgemeinen, denn es gilt nicht gerade vom Handschuh und vom Taucher, den allerersten der Reihe; der Handschuh ist mehr nur ein Gemälde, halb Tierstück, halb Ritterstück, wie Körner ihn nannte, und im Taucher wiegen die Naturschilderungen vor; Humboldt bewunderte, wie Schiller das verwirrende Wassergewühl zu malen verstanden habe, ohne je den Rheinfall gesehen zu haben. Aber der Ritter Toggenburg, Der Gang nach dem Eisenhammer, Der Kampf mit dem Drachen, sie haben alle etwas Gekünsteltes; die naive Frömmigkeit des Mittelalters lag dem Genius Schillers nicht.

Dagegen war Schiller unter dem Einfluß von Kants Aesthetik und im Verkehre mit Goethe nun doch dem antiken Geiste nähergekommen, als da er sich seiner mit Hilfe von allerlei Uebersetzungen zu bemächtigen gesucht hatte. Der Ring des Polykrates ist echt herodotisch empfunden, und die Kraniche des Ibykus werden von der gewaltigen Wucht eines aeschyleischen Chorgesanges durchschüttert. Die Kraniche, an denen Goethe eifrig mitgeholfen hat, sind unstreitig die Krone unter den Balladen Schillers. Seiner strengen Selbstkritik taten auch sie nicht genug; er antwortete auf eine kritische Bemerkung Körners, Trockenheit möge vom Ibykus und auch vom Polykrates wohl kaum zu trennen sein, „weil die Personen darin nur um der Idee willen da sind und sich als Individuen derselben subordinieren.“ Es frage sich also bloß, ob es erlaubt sei, aus dergleichen Stoffen Balladen zu machen, denn ein größeres Interesse möchten sie schwerlich vertragen, wenn die Wirkung des Uebersinnlichen nicht verlieren solle.

Die Bemerkung ist sehr bezeichnend für Schiller. Die Ballade heißt eine episch-dramatische Dichtungsart und so folgert man, daß sich der Dramatiker Schiller zu ihr hingezogen gefühlt habe. Allein er war vielmehr der Gedankenlyriker, der auch in der Ballade nicht die übersinnliche Wirkung der Idee vermissen wollte. In den Kranichen des Ibykus wie im Grafen von Habsburg feierte Schiller die Gewalt der künstlerischen Darstellung über die menschliche Brust; die schönste seiner antiken und die trefflichste seiner mittelalterlichen Balladen sind, um die Sache mit einem grob-prosaischen Ausdrucke zu bezeichnen, gewissermaßen historische Beispiele für die Macht des Gesanges, die Schiller in einem philosophischen Gedichte verherrlicht hatte. Von hier aus gewinnt man auch den richtigen Standpunkt zu einigen seiner lyrischen Schöpfungen, die man nicht eigentlich Balladen, aber auch nicht eigentlich philosophische Gedichte nennen kann: zur Klage der Ceres, zur Kassandra, zum Eleusischen Feste und zum Siegesfeste.

Die Phantasie Schillers verweilte gern bei den Anfängen der Zivilisation, dem Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, dem Bunde, den die Menschen mit der frommen mütterlichen Erde stifteten. Aus der antiken Götterlehre war ihm keine Gestalt so vertraut, wie die Göttin des Ackerbaues; in ihrer Klage um die in die Unterwelt entraffte Tochter grüßt Ceres die jungen Sprossen des Frühlings, die sich aus der Erde kaltem Schoß in das heitere Reich der Farben ringen, als teure Boten der ewig Entschwundenen, und wie sich in ihrer Brust göttliche Gefühle mit menschlichen gatten, so tritt die Herrscherin in die Kreise der Wilden, die am blutigen Siegesmahle schwelgen, und lehrt sie, die Götter durch die frommen Gaben des Feldes ehren. Das Eleusische Fest ist aus dem lange gehegten Plane Schillers entstanden, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. In der Kassandra offenbart sich der antike Geist als düster erschütternde Prophetie, und von seiner heiter-menschlichen Seite zeigt er sich dann wieder im Siegesfeste, das Schiller als Gesellschaftslied gedichtet hat.

Er schrieb darüber an Goethe, alle gesellschaftlichen Lieder, die nicht einen poetischen Stoff behandelten, verfielen in den platten Ton der Freimaurerlieder, und so sei er gleich ins volle Saatenfeld der Ilias gefallen und habe da geholt, was er nur schleppen konnte. Humboldt bestätigt, daß Schiller im Siegesfeste den antiken Geist so rein erfaßt habe, wie sonst nur in den Kranichen des Ibykus, doch habe er aus der Fülle seines Busens hinzugefügt, was nicht im Gedanken- und Gefühlskreise des Altertums gelegen habe. Und sicherlich hat sich antiker Geist nie so innig mit Schillers Eigenstem verschmolzen, als in den Versen:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das irdische Leben flieht
Und die Toten dauern immer.

Wallenstein.

„Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüte eines einzigen Sommers sein.“ So hatte Schiller in den Briefen über Don Karlos geschrieben, aber wenn er an diesem Drama drei oder vier Jahre gearbeitet hatte, so am Wallenstein sechs bis sieben Jahre. Etwa seit dem Jahre 1790 hatte er sich mit dem Stoffe beschäftigt, und im Winter 1798 auf 1799 vollendete er das große Werk. So lange hatte er seine Waffen geprüft und gewogen, hatte er gewaltige Vorarbeiten und Zurüstungen gemacht, in dem Bewußtsein, daß dieser Wurf über seinen dramatischen Beruf entscheiden werde. Er selbst sprach aus, daß er eine neue Bahn betrete, in dem Prologe, mit dem er im Oktober 1798 die Einweihung der erneuerten Schaubühne in Weimar durch Wallensteins Lager einleitete:

Die neue Aera, die der Kunst Thaliens
Auf dieser Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlassend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,
Nicht unwert des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen.
Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernster Wende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja, sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Das war so etwas wie ein dramatisches Programm. Man darf zwar billig daran zweifeln, ob Wallenstein wirklich auf einem „höhern Schauplatz“ spielt als Kabale und Liebe; eine bürgerliche Dramatik, die sich wurzelecht entwickelt und verzweigt hätte, wäre leicht aller historischen Dramatik überlegen gewesen. Aber eine Schwalbe konnte keinen Sommer machen, und selbst ein Friedrich Schiller vermochte nicht die Bedingungen zu schaffen, unter denen das bürgerliche Drama in Deutschland sich auf klassische Höhe hätte schwingen können. So wie sich dies Drama am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausnahm, watend in dem Sumpfe der Iffland und Kotzebue, spielte es sich allerdings auf dem denkbar niedrigsten Schauplatz ab, und wie sich eine Erneuerung des deutschen Lebens nur dadurch vollzog, daß europäische Kriege über seine Grenzen hereinbrachen, so mag man etwas wie dichterischen Seherblick darin sehen, daß Schiller große historische Kämpfe auf die Bretter brachte, die nach seinem eigenen Worte die Welt bedeuteten.

Nur darf man sich nicht, wie es allzu oft geschehen ist, zu der Behauptung versteigen, den Friedländer habe Napoleon aus der Taufe gehoben und in den Männern vom Rütli habe die preußische Landwehr mit Gott für König und Vaterland ihre Schatten vorausgeworfen. Als Schiller den Wallenstein vollendete, war Bonaparte nur einer unter den Generalen der französischen Republik und zudem auf der Expedition in Aegypten verschollen. Sieht man aber auch von diesem äußeren Umstande ganz ab, so hatte Schiller sich nicht mit zähester Mühe zehn Jahre durch historische und philosophische Studien gearbeitet, um am flachen Ufer einer patriotischen Gesinnungstüchtigkeit zu stranden, auch wenn sie zu seiner Zeit überhaupt schon ein Begriff gewesen wäre. In der verschlungenen Verkettung allgemeiner und persönlicher Geschicke hatte er sich seiner revolutionären Jugenddramatik entfremdet, und um so viel er sich ihr entfremdet hatte, um so viel hatte seine Mannesdramatik an genialer Ursprünglichkeit verloren. Aber in demselben Maße hatte Schiller auch an durchgebildetem Kunstverstande gewonnen, und nichts lag ihm ferner, als die Wirkung seiner dramatischen Kunst durch die Gestaltung von „Nationalgegenständen“ zu steigern.

Die Frage, um die es sich hier handelt, wird am hellsten durch einen Vergleich zwischen Schiller und Hebbel beleuchtet. Hebbel stand in einem tief empfundenen Gegensatze zu Schiller; er hat oft hart über ihn geurteilt, aber da er als ein Ebenbürtiger aus dem innersten Zwange seiner Künstlernatur mit ihm stritt, so haben seine Urteile doch immer Hand und Fuß; ja auch wo sie sehr einseitig werden, erleuchten sie gerade in dieser Einseitigkeit die tiefsten Probleme der Kunst. Hebbel wußte sehr gut, wo er reicher war wie Schiller; er tadelte an dessen Kunst, daß sie das Adern- und Nervengeflecht der dramatischen Gestalten in ihren Hauptstämmen, jedoch nicht bis zum Haargewebe bloßzulegen wisse. Aber nicht ebenso gut wußte Hebbel, worin er ärmer war als Schiller. Die Entwicklung der beiden Dichter hat manche Aehnlichkeit; auch der Dichter der Nibelungen hat nicht völlig gehalten, was der Dichter der Maria Magdalena versprochen hatte, und es sind ähnliche Gründe, durch die beide in ihren reifen Jahren dem historischen Drama zugewandt wurden. Allein vergleicht man, was sie auf diesem Gebiete geschaffen haben, so sieht man sofort, wie gern Hebbel im Dämmer-, Schiller aber im Sonnenlichte der Geschichte weilt. Ueber die historischen Dramen Hebbels wölbt sich ein klarer und reicher Sternenhimmel; sie haben nichts von der freudigen Helle, die über die historischen Dramen Schillers strömt. Einmal begegnen sich beide Dichter, in je ihrem letzten Drama, im Demetrius, den Hebbel fast vollendet, Schiller nur bis in den Anfang des zweiten Aufzugs geführt hat, aber während Schiller nicht ohne langes Bedenken an die „abenteuerliche Expedition“, an das „tolle Sujet“ heranging, war die Geschichte des falschen Demetrius der modernste Stoff, den Hebbel aus historischen Quellen geschöpft hat. Gewiß wäre er kein so großer Dramatiker, wie er tatsächlich gewesen ist; ja er wäre überhaupt kein großer Dramatiker, wenn er seinen historischen Dramen nicht eine eigentümliche historische Stimmung gegeben hätte. Jedoch auf den Höhen der geschichtlichen Entwicklung findet sich Hebbel nicht zurecht; er versteht

nicht was Schiller meisterhaft versteht, dem noch gestaltlos ringenden Leben der Zeit im historischen Stoff einen weit tönenden Resonanzboden zu geben, seine historischen Helden in all ihrer historischen Eigentümlichkeit aus den Herzen der Zeitgenossen emporwachsen zu lassen.

Nirgends bewährt Schiller diese Kunst so glänzend, wie im Wallenstein, und nirgends läßtsich auch so schlagend nachweisen, daß er dabei nicht in einer künstlerisch anfechtbaren Tendenz, sondern unbewußt als Dichter schuf. Wallenstein als historischer Charakter war ihm im höchsten Grade unsympathisch, wie er schon in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges gezeigt hatte. Schiller fand den Stoff undankbar und unpoetisch; er schrieb an Goethe, er habe nie eine solche Kälte für seinen Stoff mit einer solchen Wärme für seine Arbeit vereinigt. Ihn leitete ein rein ästhetisches Interesse, wobei er dann freilich auch nach der anderen Seite hin am eigenen Leibe erfuhr, wie wenig der Dichter in seinem Gestalten und Schaffen durch allgemeine Begriffe einer noch so trefflichen Aesthetik gefördert wird; „in dieser Stimmung“ war er „unphilosophisch genug, alles was er selbst und andere von der Aesthetik wußten, für einen einzigen erfahrungsmäßigen Vorteil, für einen Kunstgriff des Handwerks herzugeben.“ Mit Anspannung seiner ganzen Kraft suchte Schiller das subjektive Empfinden auszuschalten, das er ehedem in seine dramatischen Gestalten gelegt hatte; ganz und gar verleugnete er das ästhetische Bekenntnis seiner Jugend, wonach alle Geburten der dichterischen Phantasie nur der Dichter selbst seien. Er setzte eine gewaltige Energie daran, das objektive Kunstschaffen Goethes zu erreichen, so klar er sich darüber war, daß er es niemals ganz erreichen könne. Aber so nahe kam er seinem Ziel, daß bekanntlich Goethe für den Verfasser oder Mitverfasser namentlich von Wallensteins Lager gehalten wurde, wodurch Goethe selbst veranlaßt wurde, zu erklären, er habe nur zwei einzelne Verszeilen hineinkorrigiert. Und es war auch wohl im Hinblick auf den Wallenstein, als Goethe sagte, daß er sich erlaube, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten, obgleich die romantischen Imperatoren und Diktatoren behaupteten, er sei keiner.

So sehr Schillers Wallenstein unter dem Rat und dem Vorbilde Goethes entstanden ist, so ist er — und Schillers historisches Drama überhaupt — doch eine durchaus eigentümliche und selbständige Erscheinung der dichterischen Kunst. Schillers Drama ist nicht das Drama Shakespeares oder das Drama Goethes oder das Drama Hebbels, aber daraus folgt keineswegs, daß es überhaupt kein Drama von künstlerischem Werte sei. Alle Aesthetik hat nur eine bedingte Geltung, da auch sie dem historischen Wandel unterliegt, und im Grunde schafft sich jedes schöpferische Kunstwerk seine eigene Aesthetik. So verkehrt es ist, die Shakespeare, Goethe und Hebbel mit dem Maßstabe Schillers zu messen, so verkehrt ist es auch, Schiller auf der Wage der Shakespeare oder Goethe oder Hebbel zu leicht zu befinden. Dies meinte Goethe, wenn er sagte, Schillers Wallenstein sei so groß, daß ihm nichts an die Seite gesetzt werden könne. Das wäre übertrieben, wenn damit gesagt sein sollte, Wallenstein sei die überragende Krone der dramatischen Weltliteratur, aber es ist vollkommen richtig in dem

Sinne, daß jede echte und ursprüngliche Schöpfung der Kunst an sich unvergleichlich sei.

Es ist doch der Dichter der Räuber, der den Wallenstein geschaffen hat, und der Dichter des Wallenstein hat sich von Goethe nur angeeignet, was der Dichter der Räuber vertragen konnte. So schrieb auch Schiller an Goethe, sein Wallenstein solle das ganze System desjenigen, was bei ihrem commercio in seine Natur übergehen könne, in concreto zeigen und enthalten. Die Grenzen dieses Verschmelzungsprozesses zeigen sich deutlich, wenn Schiller gestand, wohl werde ihm erst, wenn er vom Wallenstein zum Max Piccolomini komme, aber den Rat Körners, diesen jungen Helden noch mehr in den Mittelpunkt des Dramas zu rücken, zur Verwunderung des alten Freundes mit der rauhen Bemerkung zurückwies, er habe entgegengesetzte Ansichten über tragische Poesie, die er nicht wohl aufgeben könne. Körner berührte gerade den Punkt, wo die eigene Neigung des Dichters mit der Pflicht stritt, die ihm eine reifere Empfindung für künstlerisches Wirken auferlegte, und wenn die Episode Max-Thekla oft als der wunde Punkt des Dramas bezeichnet worden ist, so ist sie es nur dadurch, daß sie in sich aufzehrte, was sonst, so wie der Dichter nun einmal war, das klare und reine Weltbild der mächtigen Dichtung hätte trüben können.

Dies Weltbild aber entworfen zu haben — „illuminiert und fresco“, wie es einst der junge Schiller vom Dramatiker verlangt hatte — ist das unsterbliche Verdienst des reifen Dichters. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: in drei mächtigen Terrassen erhebt sich dieser gewaltige Bau, dessen imposanter Eindruck nicht im geringsten geschmälert wird, wenn spähende Kleinmeisterei hier oder da einiges zerbröckelnde Mauerwerk entdeckt. Was Schiller seine „Idealisierkunst“, die „Riesenarbeit des Idealisierens“ zu nennen pflegte, hier zeigte es sich in künstlerischer Vollendung, und herrlich erfüllte sich sein Wort, daß der Mensch nur durch das Morgentor des Schönen in das Land der Erkenntnis dringe.

Er hat Wallenstein und Wallensteins Welt idealisiert, aber eben dadurch ihr historisches Wesen schärfer und tiefer erfaßt, als die damaligen Historiker, und auch er selbst als Historiker, es irgend vermochten. Und voll tiefen Sinnes verknüpfte er die Gegenwart mit der Vergangenheit, indem er mitten in der grauenhaften Auflösung des Reiches den tragischen Untergang des Helden schilderte, der im Kampfe mit dem ehernen Schicksal diese Auflösung hatte hindern wollen.

Die letzten Lebensjahre.

Mit dem Wallenstein hatte Schiller die Höhe seines dichterischen Schaffens erreicht, im vierzigsten Jahre seines Lebens. Immer von schweren Leiden bedrängt, durfte er auf keine lange Frist mehr hoffen, und so warf er sich, nachdem er die dramatische Produktion als seinen eigensten Beruf erkannt hatte, um so rastloser auf sie.

Dadurch wurde ihm eine nähere Berührung mit dem Theater erwünscht, und er entschloß sich, Ende 1799 nach Weimar überzusiedeln. Seine Vorlesungen an der Universität hatte er schon seit 1793 eingestellt, und der

Abschied von Jena wurde ihm durch manche Einbußen seines persönlichen Verkehrs erleichtert. Auch die nähere Verbindung mit Goethe zog ihn nach Weimar. Sogar der Herzog wollte ihn gern in Weimar sehen, nicht aus Bewunderung für Schillers Dichtungen, sondern aus dem geraden Gegenteil. Dieser desertierte Regimentsmedikus war dem braven Karl August, dem nach dem Zeugnis sogar einer Weimarer Hofdame sein preußisches Kürassierregiment mehr galt, als alle Genies, die an seinem sogenannten Musenhofe lebten, eine fragwürdige Gestalt, und bei all seiner Soldatenspielerei vermochte er selbst dem waffenklirrenden Wallenstein keinen Geschmack abzugewinnen. Er scheint sich eingebildet zu haben, daß er Schillers Arbeiten besser beaufsichtigen könne, wenn ihr Urheber in Weimar lebe, und erhöhte auf Schillers Gesuch dessen Jahresgehalt von zwei= auf vierhundert Taler, um ihm das Leben in dem kostspieligeren Weimar zu ermöglichen.

Jedoch trotz der Hoffnungen, die Schiller auf seine Uebersiedelung nach Weimar setzte, hat er durch sie mehr verloren, als gewonnen. Allerdings hat er sich in sein dichterisches Schaffen nicht durch den Herzog dreinreden lassen, auch dann nicht, wenn die Kritik des Herzogs ausnahmsweise nicht ganz uneben war. Goethe und Schiller machten dem herzoglichen Geschmacke nur das Zugeständnis, daß sie gelegentlich ein französisches Drama auf die Weimarer Bühne brachten; für diesen Zweck übersetzte Goethe den Mahomet Voltaires und Schiller die Phädra Racines. Um dabei ihr künstlerisches Gewissen zu salvieren, schrieb Schiller die bekannten Stanzen „an Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“, wurde darin aber wieder nach seiner „verfluchten Gewohnheit“ so „satirisch und scharf“, daß der Geschmack des Herzogs eher verhöhnt als beschönigt wurde, so daß die vortrefflichen Strophen für ihren loyalen Zweck völlig unbrauchbar wurden. Aber wenn sich das Verhältnis zum Herzoge selbst leidlich gestaltete, so kam Schiller in Weimar, namentlich da nunmehr sein Schwager Wolzogen die erste Stelle unter dem Hofgesinde bekleidete, tiefer in den höfischen Klatsch und Tratsch hinein, als in Jena notwendig oder auch nur möglich gewesen wäre.

Das hätte sich ertragen lassen, wenn dafür Schillers Verhältnis zu den beiden Bewohnern Weimars, die ihm geistig ebenbürtig waren, um so inniger geworden wäre. Aber das gerade Gegenteil fand statt. Schillers Beziehungen zu Goethe wurden nunmehr, da beide fast Tür an Tür wohnten, viel lockerer, als sie bisher gewesen waren. Daß sich ihr Briefwechsel in einen ziemlich unbedeutenden Zettelverkehr verlor, würde an sich natürlich nichts beweisen, da sie nun desto häufiger sich persönlich sahen; auch blieb ihr persönlicher Umgang durchaus freundschaftlich und würdig, ohne jede Reibung; endlich hatten sie in dem praktischen Interesse am Weimarer Theater noch eine gemeinsame Tätigkeit. Aber sonst schlief ihre gemeinsame Arbeit in dem Maße ein, wie sich der alte Gegensatz wieder schärfte, zwischen dem geborenen Künstler, der seine dichterischen Gebilde nach der Gunst der Stunde langsam reifen ließ, und dem poetischen Aufklärer, der die Poesie zum Sturme kommandierte, nachdem ihm die glänzende Waffenprobe des Wallenstein das Bewußtsein seiner Feldherrngabe erweckt hatte; Schiller murrte gegen Humboldt und Körner über Goethes „Hinschlendern“, während Goethe die Bühnendichtung

Schillers mit einem bedachtsamen Lobe beurteilte, das empfindlicher war, als ein gelegentliches Scheltwort.

Als Schiller ihm im Januar 1804 den ersten Aufzug des Tell schickte, antwortete Goethe: „Das ist denn freilich kein erster Akt, sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche und bald mehr zu sehen hoffe. Meinem ersten Anblick nach ist alles so recht, und darauf kommt es denn wohl bei Arbeiten, die auf gewisse Effekte berechnet sind, hauptsächlich an." Darauf schickte Schiller den zweiten Aufzug mit der großen Rütliszene, worauf Goethe erst gar nicht und dann, als Schiller ihn mahnte, so antwortete: „Hier kommt auch das Rütli zurück, alles Lobes und Preises wert. Der Gedanke, gleich eine Landesgemeinde zu konstituiren, ist fürtrefflich, sowohl der Würde wegen, als der Breite, die es gewährt. Ich verlange sehr, das übrige zu sehen. Alles Gute zur Vollendung." Und als er das übrige erhalten hatte, schrieb er trocken: „Das Werk ist fürtrefflich geraten und hat mir einen schönen Abend verschafft." Es ist klar, daß dies dreimalige Betonen der „Fürtrefflichkeit", zusamt dem Seitenblick auf die „gewissen Effekte", etwas ganz anderes ist, als die eingehende und fördernde Teilnahme, die Goethe vormals dem Wallenstein Schillers oder auch Schiller dem Wilhelm Meister Goethes gespendet hatte.

Ganz unerträglich gestaltete sich dann Schillers Verhältnis zu Herder. Schon bei seinem ersten Aufenthalte in Weimar hatte Schiller unbillig viel Klatsch über Herder an Körner gemeldet, obgleich dieser Getreue, der fast immer einen richtigen Instinkt für Schillers wahre Interessen hatte, ihn wiederholt drängte, sich an Herder so nahe wie möglich anzuschließen. Gerade in seinen jüngeren Jahren hätte Schiller von dem universalen Geiste Herders sehr fruchtbare Anregungen erhalten können. Möglich freilich, daß ihn gerade diese Universalität abstieß, in jenen bedrängten Tagen, wo er darauf sehen mußte, daß sich ihm auch „Lernen als Lernen rentiere", wo er sich in die für ihre Zeit großartige Geschichtsauffassung Herders nicht vertiefen konnte, ohne auf seine historische Brot- und Notarbeit zu verzichten. Dann stellte sich aber ein leidliches Verhältnis zwischen beiden Männern her, und an den Horen hat Herder fleißig mitgearbeitet.

Jedoch schon im Jahre 1797 schrieb Schiller an Körner: „Herder ist eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affektiert, das Mittelmäßige zu protegieren. Goethen hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant und die meisten Philosophen hat er den größten Gift auf dem Herzen . . Es muß einen indignieren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht." Dies Urteil Schillers ist denn auch, kaum gemildert, in die bürgerliche Literargeschichte übergegangen; sie spricht von Herders „grämlicher Verbissenheit" und stellt ihn als „rechten Griesgram und Neidhart" den größeren Geistern Kant, Goethe, Schiller gegenüber; selbst Herders eigene Biographen nähern sich mehr oder weniger dieser Auffassung.

Gleichwohl ist sie durch und durch schief. Herders wirkliches Verfehlen fällt zusammen mit seinem wirklichen Verdienst. Er vertrat das Prinzip der historischen Entwicklung in einer Zeit, deren Aufgabe darin bestand, die historischen Trümmer einer überlebten Vergangenheit niederzureißen. Er gehörte zur bürgerlichen Aufklärung, aber wie ihr böses Gewissen; er besaß gerade die Fähigkeiten, die sie nicht hatte und nicht haben konnte, aber die sie hätte haben müssen, um zu siegen. Mehr ein ahnender, als ein erkennender Geist, konnte sich Herder in der Beherrschung der formalen Denkmethode nicht mit Kant messen, und insoweit mag er sich in seiner Polemik gegen Kant arge Blößen gegeben haben, aber in der Sache hatte er vollkommen recht, wenn er sich vom Standpunkt des Spinozismus aus, den er mit Goethe und Lessing teilte, energisch gegen Kants Versuch erhob, den christlichen Dualismus in philosophischer Verkleidung wiederherzustellen. Ebenso war Herder auf dem Holzwege, wenn er gegenüber Goethe und Schiller sich auf die Lieblingsdichter seiner Jugend zurückzog, die Hagedorn und Haller und Kleist und den alten Gleim, mit dem gemeinsam er über das Verschwinden der „guten alten Zeit“ klagte. Aber diese Torheiten entsprangen doch nicht, wie Schiller meinte, einem „giftigen Neid auf alles Gute und Energische“, sondern dem sehr berechtigten Anstoß, den Herders universaler Geist an der einseitig ästhetischen Kultur nahm, die Goethe und Schiller pflegten.

Gerade der widerwärtige Skandal, der Herders letzte Tage verbitterte, zeigt ihn in einem günstigeren Lichte, als worin Goethe und Schiller standen. Anders als diese beiden, hatte er eine lebhafte Sympathie für die französische Revolution bekundet, dadurch aber den Groll des Herzogs erweckt, der gewaltiglich ergrimmte, als in den Predigten seines Generalsuperintendenten ein Wiederhall der mächtigen Bewegung jenseits des Rheines laut wurde. Nach Art solcher Winkeltyrannen rächte sich Karl August dadurch, daß er die von ihm feierlich übernommene Verpflichtung vergaß, für Herders Kinder zu sorgen. Als darauf Herders Gattin, eine cholerische Dame, an Goethe etwa in dem Sinne schrieb: Der Herzog soll sein Wort halten oder ihn soll der Teufel holen, antwortete nicht der Freund und auch nicht der Dichter, sondern der Hofmann: „Es ist bequemer, in extremen Augenblicken auf Schuldigkeit zu pochen, als durch ein Reihe von Leben und Betragen das zu erhalten, wofür wir doch einmal erkenntlich sein müssen.“ Immerhin erinnerte Goethe den Herzog an dessen Versprechen, und in seiner Weise löste es Karl August ein. So wollte er einem Sohne Herders eine Pachtung im Weimarischen überlassen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der junge Herder die Witwe des bisherigen Pächters heirate. Auf diese Entwürdigung ließen sich Herders nicht ein; der junge Herder verließ Weimar und kaufte sich in Bayern an. Allein nach dem Kaufe erfuhr er, daß es ein Privilegium bayrischer Edelleute gebe, wonach sie jedem Bürgerlichen, der adlige Güter in Bayern ankaufe, während des ersten Jahres das erkaufte Gut für denselben Preis abnehmen dürften. Da ein bayrischer Junker sich sofort daran machte, mit diesem famosen Privilegium den jungen Herder zu vertreiben, so entschloß sich Herder, um den bayrischen Adel einzukommen. Er tat den für einen

alten Adelsfeind peinlichen Schritt mit aller unter solchen Umständen nur möglichen Würde und ließ sich in dem Diplom ausdrücklich bescheinigen, daß er nur wegen jenes junkerlichen Privilegiums den Adel nachgesucht habe. Darüber bekam der Duodezdespot in Karl August wieder einen verrückten Anfall; er wollte zeigen, daß er „Herr in seinem Lande“ sei, weigerte sich, Herders Adel anzuerkennen, ließ dafür auf eigene allerhöchste Kosten einen Adelsbrief vom Kaiser in Wien für Schiller verschreiben und diese Tatsache, zur Beschämung für Herder, mit Pauken und Trompeten in dem Weltreiche Weimar bekannt machen.

Die schnöde Komödie zeigt, wie in einem Mikrokosmos, in welcher unendlichen Misere die „Weimarischen Riesen“ leben mußten. Schiller persönlich spielte dabei zunächst zwar eine passive Rolle, aber es ist verständlich genug, daß sogar seine Frau sich bemüßigt fand, an einen Freund zu schreiben: „Aus dem Diplom kann jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und das ist es, was mich beruhigt.“ Leider kann man das aus dem Diplom nun aber nicht sehen. Denn da der Herzog die dichterische Tätigkeit Schillers nicht liebte, so durfte sie natürlich auch nicht als Ursache seiner „Standeserhöhung“ angegeben werden, sondern neben Verdiensten um die Sprache brachte das Diplom in empfehlende Erinnerung, daß Schillers Vater unter den Reichstruppen gegen den rebellischen König von Preußen gefochten habe, worauf alle Kurfürsten, Fürsten, geistliche und weltliche Herren, Grafen und Freiherren „bei einer Pön von 50 Mark lötigen Goldes“ gewiesen und verpflichtet wurden, „genannten Johann Christoph Friedrich von Schiller als Unseren und des heiligen römischen Reiches rechtgeborenen Lehens- und Turniergenossen zu erkennen, zu ehren und zu würdigen.“ Es ist nun sehr unwahrscheinlich, daß die Kriegstaten des ehemaligen herzoglichen Leutnants Schiller nach vierzig Jahren im Weimarischen noch lebendig gewesen sind; der Geheimrat Voigt, der das Diplom zu entwerfen hatte, kann nicht anders als durch den Dichter Schiller davon erfahren haben. Selbstverständlich sprach sich Schiller in seinen Briefen an Männer, wie Körner und Humboldt, achselzuckend über die „kahle Ehre“ aus, die ihm widerfahren sei, aber schön war es auch nicht, daß er auf eine genauere Frage Körners die Beteiligung Herders an der häßlichen Sache verspottete.

Es ist eben unmöglich, daß auch die größten Geister jahre- und jahrzehntelang in der verdummenden und verdumpfenden Atmosphäre eines solchen Fürstenhofes leben, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Und darüber zu schweigen, geziemt sich um so weniger, als gerade die Reflexe, die aus diesem trüben und trübseligen Milieu in die Werke Herders, Goethes und Schillers gefallen sind, oft genug als die eigentlichen Lichtpunkte in dem Geistesleben dieser Männer gefeiert werden. Von hier aus erklärt sich zum guten Teil auch, daß Schiller, sobald er nach Weimar übergesiedelt, allmählich von der Höhe herabzusteigen begann, die seine dramatische Tätigkeit im Wallenstein erreicht hatte.

Maria Stuart.

Gleich nach Abschluß des Wallenstein beschäftigte sich Schiller mit einer Tragödie, deren Stoff ihn schon in seiner Bauerbacher Zeit angeregt

hatte. Er begann sie noch in Jena, vollendete sie aber erst im Sommer 1800, als er inzwischen um die Jahreswende nach Weimar übergesiedelt war.

Maria Stuart entfaltet kein so reiches Weltbild, wie Wallenstein. Das Drama entbehrt selbst des tragischen Konflikts; es ist sozusagen nur ein fünfter Akt. Es beginnt mit der Verurteilung der schottischen Königin; von ihrer Schuld erfahren wir nur durch ihre Buße; wir sehen ihr Leiden, aber nicht ihren Kampf. Abgespannt von der anstrengenden Arbeit am Wallenstein, da er die Helden herzlich satt hatte, wie er selbst sagte, ließ Schiller in seinen Ansprüchen an die künstlerische Objektivität bedeutend nach; so fein abgetönt in ihrem Gegensatze, wie Wallenstein und Oktavio Piccolomini, sind in Maria Stuart die beiden Königinnen nicht. Auf die Büßerin fällt alles Licht, auf die Siegerin aller Schatten; an Elisabeth von England strafte der Dichter, was ihm selbst am Weibe unerträglich war: den starken unbeugsamen Willen und die Sucht nicht nur, sondern auch die Fähigkeit zu herrschen.

Innerhalb der engeren Grenzen, die sich der Dichter selbst gesteckt hat, ist Maria Stuart aber reich an Vorzügen. Körner kennzeichnete das Drama gleich bei seinem Erscheinen dahin, daß es nach der Weise der Alten nicht auf dem Helden, sondern auf der Handlung beruhe, und in der Handlung liegt der größte Vorzug dieses Trauerspiels. Obgleich das Schicksal der Heldin schon entschieden ist, ehe sich der Vorhang zum erstenmal hebt, weiß der Dichter mit meisterhaftem Geschicke eine bewegte Handlung zu fügen, die bis zur letzten Szene die dramatische Spannung erhält. Schiller schaltet jetzt als der geborene Herrscher auf der Bühne und macht ästhetisch möglich, was er selbst moralisch unmöglich nannte, wie den Streit der beiden Königinnen, den Höhepunkt des Dramas. Auch die Kommunionszene des fünften Aktes war ein starkes, aber doch gelungenes Wagnis; Schiller ließ sich nicht beirren, als Goethe ihm noch vor der Vollendung des Dramas schrieb: „Der kühne Gedanke, eine Kommunion aufs Theater zu bringen, ist schon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt, Sie zu ersuchen, die Funktion zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Mute war, nun da man schon im Voraus dagegen protestiert, ist es in doppelter Betrachtung nicht rätlich." Natürlich wußte Schiller, wer dieser „man" war.

Und wenn die Handlung in Maria Stuart auch nicht den großen historischen Zug hat, wie im Wallenstein, so spielt sie sich doch auf einem großen historischen Hintergrunde ab. Wieder versteht es Schiller, in einen historischen Stoff zu legen, was die Herzen der Zeitgenossen unmittelbar ergreifen mußte, ohne daß er doch wohlfeilen Tagestendenzen irgendwie nachgab. Gerade vom Standpunkte solcher Tendenzen ist Maria Stuart viel angefochten worden; verliebt in seine büßende Heldin, soll Schiller dem Katholizismus zu viel und dem Protestantismus zu wenig gegeben, den Kampf großer geschichtlicher Gegensätze in ein bloßes Weibergezänk verkrüppelt haben; Katholikenriecher, sowohl von der konservativen wie von der liberalen Seite, haben an Schiller immer einen bedenklichen Mangel an Rechtgläubigkeit herausgeschnüffelt. Es ist aber nichts an dem, denn persön-

liche Sympathie hat Schiller für den Katholizismus so wenig gehabt, wie für den Protestantismus. Er stand über diesen Gegensätzen, und eben deshalb vermochte er, ihnen ihr historisches Recht zu nehmen.

Wie beim Wallenstein, so hat auch bei der Maria Stuart die historische Forschung bestätigt, daß der Dichter ein Seher gewesen ist. Sie hat das Götzenbild der „jungfräulichen Queen Beß“ zertrümmert, das vom englischen Nationalvorurteil errichtet worden war, und das Schuldbuch der Maria noch weit mehr entlastet, als es Schiller schon getan hatte. Sie sieht aber auch die historischen Gegensätze des sechzehnten Jahrhunderts, wie sie Schiller sah: auf der Seite der englischen Reformation die grausame, harte, nüchterne Geschäftspolitik eines Burleigh, auf der Seite der europäischen Gegenreformation allen zauberischen Glanz der Künste und Wissenschaften, der auch viel kältere und klügere Köpfe, als den Schwärmer Mortimer, in den Schoß der katholischen Kirche zurücktrieb.

Die Jungfrau von Orleans.

Der Maria Stuart folgte die Jungfrau von Orleans auf dem Fuße. Im Juli 1800 begann Schiller diese „romantische Tragödie“ und im April 1801 hatte er sie beendet.

Mitten in der Arbeit schrieb er an Körner: „Mein neues Stück wird auch durch den Stoff großes Interesse erregen, hier ist eine Hauptperson, und gegen die, was das Interesse betrifft, alle übrigen Personen, deren keine geringe Zahl ist, in keine Betrachtung kommen. Aber der Stoff ist der reinen Tragödie würdig, und wenn ich ihm durch die Behandlung so viel geben kann, als ich der Maria Stuart habe geben können, so werde ich viel Glück damit machen.“ Viel Glück hat Schiller allerdings mit der Jungfrau von Orleans gemacht; als ihre erste Aufführung im Herbst 1801 stattfand, — nicht in Weimar, wo sich der Herzog widersetzte, sondern in Leipzig — war Schiller zugegen und wurde mit rauschendem Beifall überschüttet. Doch war der große Erfolg nur der technischen Meisterschaft des Bühnendichters geschuldet; ästhetisch trat die Jungfrau noch weiter hinter Maria Stuart zurück, als diese hinter Wallenstein.

Das historische Mädchen von Orleans war eine naive Heldin: am Ausgange des Mittelalters aufgewachsen in einem entlegenen Grenztale, wo sich im frommen Kirchenglauben noch nicht einmal der uralt heidnische Einschlag verwischt hatte, und doch schon durch die nahe Berührung mit fremdem Wesen eine für die damalige Zeit so moderne Empfindung wie das nationale Bewußtsein zu erwachen begann. Eben die völlige Mischung der religiösen und der nationalen Empfindung machte aus Jeanne d'Arc eine historische Erscheinung von höchster Eigentümlichkeit, und eben deshalb wurde sie zuerst gar nicht verstanden von dem höfischen Ritterpack, dem die religiöse Empfindung längst entschwunden und die nationale Empfindung noch lange nicht erwacht war. Gerade von hier aus erklärt sich aber auch die geheimnisvolle und gleichsam überirdische Macht, die das Mädchen von Orleans auf die Heeres- und Volksmassen ihrer Zeit ausübte, mochten sie in ihr nur das Werkzeug himmlischer oder höllischer Dämonen sehen.

Es ist klar, daß die dichterische Wiederbelebung einer solchen Gestalt nur einem naiven Genie möglich ist, und in der unermeßlichen, poetischen und prosaischen Literatur, die sich seit Jahrhunderten über Jeanne d'Arc aufgehäuft hat, ist dies Genie noch nicht erschienen. Shakespeare schildert die Jungfrau in seinem Heinrich VI. als eine verbuhlte Lagerdirne und Voltaire hat sie zur Heldin eines komischen Epos gemacht, dem man jungfräuliche Sittsamkeit auch gerade nicht nachsagen kann. Nicht als ob der große Spötter dem Mädchen von Orleans gram gewesen wäre; er lobt sonst wohl die „wackere Amazone", aber er meinte: „Man mache nur aus Johanne keine Inspirierte, sondern eine beherzte Idiotin, die sich für inspiriert hielt; eine Dorfheldin, die man eine große Rolle spielen ließ; ein mutiges Mädchen, das Inquisitoren und Doktoren mit feiger Grausamkeit verbrennen ließen." Eine historische Gestalt, wie die Jungfrau, war für die bürgerliche Aufklärung in dem Maße unverständlich, wie ihr alle national-religiöse Schwärmerei fremd war. Zur bürgerlichen Aufklärung gehörte aber auch Schiller, und er hat die Heldin nicht weniger mißhandelt, als Voltaire, nur daß er mit dem Herzen ein Problem lösen wollte, das Voltaire mit dem Witze zu lösen versucht hatte. „Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen, Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott", so urteilte Schiller über Voltaires Epos, während er von seiner tragischen Dichtung sagte: „Mit einer Glorie hat sie dich umgeben, dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben." Aber ein Zerrbild ist seine Heldin nicht minder, als die Heldin Voltaires.

Während die historische Jungfrau niemals das Schwert gegen die Feinde zog, sondern immer nur die Fahne dem Heere vorantrug, mäht Schillers Heldin ganze Reihen von Engländern nieder, und sie verliert den Glauben an ihre göttliche Mission, weil sie einen Engländer, dem sie schon das Schwert an die Kehle gesetzt hat, in einer Anwandlung von zärtlichem Gefühl laufen läßt. Wie sie sich blitzschnell in den britischen Lord verliebt, so verlieben sich die französischen Heerführer umschichtig in sie und verlangen das Dorfmädchen zu ihrem ehelichen Gemahl, obenan Graf Dunois, der Bastard von Orleans. Man braucht aber nur die urkundliche Aussage des historischen Grafen Dunois über das historische Mädchen von Orleans zu lesen, um sofort zu erkennen, was Schiller hier angerichtet hat; sie lautet: „Mir selbst und anderen ist, wann und wie oft wir mit Johanna verkehrten, nie der Gedanke oder der Wunsch gekommen, daß sie ein Weib sein möchte. Mir scheint, sie war etwas Heiliges." Die wenigen Worte geben ein klareres Bild vom Wesen der Jeanne d'Arc, als Schillers Trauerspiel.

Die ganze „Romantik", die er in das Leben der naiven Heldin gedichtet hat, ist unwahr, von ihrem pathetisch-sentimentalen Monologe im Vorspiel bis zum Schlusse, wo sie zentnerschwere Ketten sprengt, um den Franzosen neuen Sieg zu erfechten. Damit verglichen ist die wirkliche Geschichte des Mädchens von Orleans, wie sie uns in den zeitgenössischen Urkunden überliefert ist, ungleich poetischer, als die Dichtung Schillers. Die Wirkung, die von dem Stück ausgegangen ist und wohl noch ausgeht, ist rein äußerlicher und theatralischer Art. Und da Schiller allen Fleiß auf die künstlerische Gestaltung der Hauptperson verwandt hat, so ist das Drama auch arm an

fesselnden Charakteren. Scharf geschnittene Köpfe, wie im Wallenstein, aber auch noch in der Maria Stuart, finden sich in der Jungfrau nicht mehr. Die französischen Heerführer hüben, die Dunois, La Hire, Du Chatel, die englischen Heerführer drüben, die Talbot, Lionel, Fastolf sind alle über einen Leisten geschlagen; höchstens daß Dunois und Talbot um einen Schatten erkennbarer sind.

Aber die Jungfrau soll einen großen Wendepunkt im Leben ihres Dichters bezeichnen, die Wendung vom Kosmopolitismus zum Patriotismus. Zum Beweise dafür wird der bekannte Vers von der Nation angeführt, die nichtswürdig sein würde, wenn sie nicht ihr alles freudig an ihre Ehre setzte. Nun war Schiller bei dem dramatischen Mißgriffe, den er mit der Jungfrau von Orleans tat, doch nicht so von allen guten Geistern verlassen, um das nationale Element des Stoffes zu übersehen, und er gab diesem Element das ihm gebührende Recht, selbstverständlich innerhalb der historischen Schranken, die dem Stoffe gezogen waren. Man macht dem Dichter im Grunde ein schlechtes Kompliment, wenn man ihm nachrühmt, einen Ausbruch seines modernen Patriotismus mitten in das mittelalterliche Drama geschleudert zu haben, aber er ist leicht gegen den Vorwurf einer ungehörigen Tendenzmache zu verteidigen. Denn nicht der Dichter spricht jenes totgepeitschte Zitat, sondern der Bastard von Orleans, und unverstümmelt lautet es genau so, wie sich der nationale Gedanke im Hirn eines französischen Prinzen am Ausgange des Mittelalters spiegeln mochte:

Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und wills nicht anders.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Vielleicht sagen resignierte Gemüter: aber in dem vollständigen Zitat ist ja erst recht die preußische Landwehr mit Gott für König und Vaterland prophezeit! Das wäre denn freilich gut ausgelegt, und es bliebe nur der Wunsch, daß die gutgesinnten Patrioten das nichtswürdige Zitat immer recht vollständig zitieren möchten, um ganz klar zu stellen, daß nur ein mittelalterlicher Feudalherr für die Ehre einer Nation halten konnte, was für eine moderne Nation eine Schande sein würde, nämlich sich für ihren König zu opfern.

So auch ist es nicht Schillers Meinung, sondern eine flüchtige Laune des königlichen Schwächlings Karl, wenn es in der Jungfrau heißt:

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Darüber hatte Schiller seine eigenen Erfahrungen mit den Herzögen von Württemberg und Weimar, Erfahrungen, die ihm unmöglich eine so optimistische Auffassung der Beziehungen zwischen König und Sänger einflößen konnten.

Die Braut von Messina.

Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans standen unter dem Zeichen des Wallenstein. Schillers nächstes Drama, Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder, ein „Trauerspiel mit Chören“, das im März 1802 begonnen und im Januar 1803 vollendet wurde, schlug einen neuen Weg ein.

Was den Dichter auf diesen Weg trieb, sprach er wohl am treffendsten in einem Briefe an Goethe aus: „Es ist ein Ganzes, das ich leichter übersehe und auch leichter regiere; auch ist es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu reichen und breiten Gegenstand einzuschränken.“ Die gewaltige Arbeit, in seinem großen Stil historische Stoffe zu bewältigen, hatte ihn ermüdet, und vielleicht mag er auch empfunden haben, daß er sich vom Wallenstein bis zur Jungfrau auf einer absteigenden Linie bewegt hatte. Er sehnte sich nach einer anderen Methode der Arbeit, wie er es in den Zeilen an Goethe aussprach.

Im stillen hat vielleicht auch der Wunsch eines künstlerischen Wettkampfs mit Goethe mitgespielt. Da Goethes Iphigenie auf die Weimarer Bühne gebracht werden sollte, so hatte Schiller sie von neuem aufmerksam gelesen und schrieb darüber an Körner: „Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Produkt bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles, was ein Werk zu einem echten dramatischen spezifiziert, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei, bei näherem Zusehen aber hat es sich mir auch so bewährt.“ Ob nun Goethe von Schiller mißverstanden worden ist oder sich selbst mißverstanden hat, ist nicht zu sagen, aber Schiller bewies nur, daß ihm der griechische Geist am letzten Ende doch ungreifbar blieb, wenn er Goethes Iphigenie „erstaunlich modern und ungriechisch“ fand, von seiner Braut von Messina aber meinte, sie lasse sich „wirklich zu einer aeschyleischen Tragödie“ an. Goethe hat in der Iphigenie den griechischen Geist schöpferisch umzubilden verstanden, Schiller ihn in der Braut von Messina nur äußerlich gegriffen.

Um das „Ideenkostüm“ seines Dramas zu rechtfertigen, verlegte Schiller seine Handlung nach Messina, in eine Zeit, wo sich Christentum, griechische Mythologie und Mahomedanismus auf der Insel Sizilien wirklich begegnet sind und vermischt haben. „Das Christentum war zwar die Basis und die herrschende Religion, aber das griechische Fabelwesen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Städte selbst, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Märchenglaube sowie das Zauberwesen schloß sich an die maurische Religion an.“ Die Wahl dieses Schauplatzes war klug überlegt, aber daraus, daß auf diesem Schauplatze einmal ein dumpfer Schicksalsglaube geherrscht hatte, folgte keineswegs, daß der abergläubische Fatalismus, der das Drama Schillers beherrscht, griechisch oder überhaupt nur tragisch war.

Ein ganzes herrliches, in Kraft, Tugend, Schönheit prangendes Geschlecht geht ohne eigene Schuld unter, weil — doch mag der Dichter selbst sprechen:

Auch ein Raub wars, wie wir alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr schüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Auf das sündige Ehebett aus.
Greueltaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.

— — Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut,
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede Tat der verblendeten Wut.
Es ist kein Zufall und blindes Los,
Daß die Brüder sich wütend selbst zerstören,
Denn verflucht ward der Mutter Schoß,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären.

In der Tat ist es aber nichts als „Zufall und blindes Los“, was in Schillers Drama herrscht. Ob der Ahnherr berechtigt war, seiner „grauenvollen Flüche schrecklichen Samen“ auszuschütten, bleibt unklar; daß auch des „Vaters Wahl“ ein Frevel sein konnte, war dem Dichter des Don Karlos nicht unbekannt. Allein wenn der Sohn den alleinigen Frevel beging, so mußte er auch dafür büßen, während er in Schillers Drama bis an sein seliges Ende mächtig in Messina herrscht, und nur seine schuldlosen Söhne, die Enkel des fluchenden Ahnherrn, sich in unnatürlichem Haß gegeneinander verzehren und in unnatürlicher Liebe zu ihrer einzigen Schwester entbrennen, kraft des Fluchs, der an dem Ehebette hängt, worin sie erzeugt worden sind. Das ist aber nichts als eine arge Verzerrung der antiken Schicksalsidee. Mit Recht hat Hebbel dagegen eingewandt, Oedipus verfluche seine Söhne, aber sein Fluch werde ihm durch ihre Taten abgezwungen; wenn er sie treffe, so treffe er sie nur, weil sie es verdienten und die Nemesis sie ohnehin getroffen haben würde; auch treffe er sie selbst und nicht ihre schuldlosen Kinder.

Auch die Wiederbelebung des Chors, die Schiller in der Braut von Messina versuchte, zeigt nur, daß ihm das innerste Wesen des Griechentums doch verschlossen blieb. So gern Humboldt das Bemühen Schillers um die Antike sah und sein Vergreifen dabei übersah, so konnte er doch nicht umhin, den Chor Schillers in noch so milder Form als ganz verfehlt zu verwerfen. „Ich glaube nicht,“ schrieb er an Schiller, „daß Sie hätten den Ihrigen zu Begleitern der beiden Brüder machen sollen. Da sie dem Zwiespalte der Feindlichgesinnten folgen, sind sie nicht mehr reine Bürger von Messina, und da ihr eigener Ehrgeiz ins Spiel kommt, ist ihr Urteil nicht das unparteiische des Schicksals, so wie es sich im Menschen ausspricht . . . Der

Chor ist wie der Himmel in einer Landschaft. Es versteht sich von selbst, daß er da sei, denn jede Handlung geht durchs Gerücht mehr oder minder schneller oder langsamer ins Volk aus, und prosaisch ausgedrückt, ist der Chor nur immer das urteilende Volk, es sind die Achiver, die immer leiden, wenn die Könige rasen." Wirklich rasen die beiden Hälften des Chors mit den feindlichen Brüdern, und so sehr dadurch der griechische Chor verleugnet wird, so liegt hier doch wohl der eigentliche Grund, der den Dichter zu dem Versuche getrieben hat, eine dramatische Form, die längst abgestorben war, wieder zu beleben.

Der Chor in der Braut von Messina ist für Schiller sozusagen das Sammelbecken für die lyrische Flut gewesen, die sonst das ganze Drama überschwemmt hätte. In dem Maße, wie die scharfe Charakterzeichnung in Schillers Dramen nachgelassen hatte, war in ihnen das lyrische Element angeschwollen. Die Monologe der Maria griffen weiter aus als die Monologe der Thekla, und wieder die Monologe der Maria verschwanden vor den Monologen der Johanna. In der Braut von Messina aber, wo ein rätselhaftes Los die Handlung lenkt, war die scharfe Zeichnung der Charaktere unnötig, oder selbst bis zu einem gewissen Grade unmöglich, dagegen öffneten sich alle Schleusen für die lyrisch-philosophische Erwägung eines geheimnisvollen Schicksals.

So mißlungen deshalb der Chor in der Braut von Messina dramatisch ist, so reich an poetischer Schönheit sind die Chorgesänge. Denn hier war Schiller auf seinem eigensten Gebiete und berührte sich auch mit dem antiken Geiste, soweit es seiner Begabung und seiner Erkenntnis möglich war.

Wilhelm Tell.

Während Schiller noch an der Braut von Messina arbeitete, beschäftigte er sich schon mit einem neuen historischen Stoff, auf den er durch das grundlose Gerücht aufmerksam geworden war, er wolle Wilhelm Tell zum Gegenstande eines Dramas machen. Wiederholte Anfragen veranlaßten ihn, Tschudis schweizerische Geschichte zu studieren, und nun „ging ihm ein Licht" auf, wie er schon im September 1802 an Körner schrieb; Tschudis „treuherziger, herodotischer, ja fast homerischer Geist" stimmte ihn poetisch.

Freilich war es eine „verteufelte Aufgabe", wie er an Körner schrieb. „Denn wenn ich auch von allen Erwartungen, die das Publikum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoffe mitbringt, wie billig, abstrahire, so bleibt mir doch eine sehr hohe poetische Forderung zu erfüllen, — weil hier ein ganzes, lokalbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter, und, was die Hauptsache ist, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Notwendigkeit und Wahrheit soll zur Anschauung gebracht werden. Indes stehen schon die Säulen des Gebäudes fest, und ich hoffe einen soliden Bau zu Stande zu bringen." Jedoch rückte die Arbeit nur langsam vor, und erst im Januar 1804 wurde sie vollendet.

Wilhelm Tell ist oft neben und selbst über Schillers Wallenstein gestellt worden, was jedenfalls vom künstlerischen Standpunkt aus völlig un-

richtig ist. Wilhelm Tell ist kein tragischer Held, wie denn auch Schiller sein Drama nicht ein Trauerspiel, sondern ein Schauspiel genannt hat. Hiermit war mehr gesagt, als daß der Held nicht untergehe. Der Stoff selbst war durchaus epischer Natur, wie Goethe ihn auch als Epos zu behandeln beabsichtigt hatte, und Schillers Schauspiel ist nur ein dramatisiertes Epos. Es fällt in drei Stücke auseinander, die beiden ersten Akte, die in der Rütliszene gipfeln, den dritten und vierten Akt, worin sich der Kampf zwischen Tell und dem Landvogt Geßler abspielt, und endlich den fünften Akt, der von der Parrizida-Szene beherrscht wird. Daß diese Szene das Stück arg verunstaltet, ist kaum jemals bezweifelt worden, und schon Goethe hat sie dem „Einfluß der Frauen" zugeschrieben. Schillers Frau und Schwägerin hielten es für nötig, daß Tell sein Verbrechen, einen Menschenschinder von Landvogt getötet zu haben, wenigstens durch eine Moralpauke über den politischen Mord sühne.

Auch sonst hat der „Einfluß der Frauen" störend auf die künstlerische Oekonomie des Dramas gewirkt. Eingeklemmt zwischen die Ansprüche dieser höfischen Huldinnen und den „Erwartungen, die das Publikum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoffe" mitbrachte, hat Schiller die Eidgenossen als gar zu große Philister und den Landvogt als gar zu krassen Theatertyrannen dargestellt. In der Rütliszene heißt es:

> Walter Fürst. Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
> Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
> Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
> Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
> Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist;
> Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.
> Meier. Ich trage Gut von Oesterreich zu Lehn.
> Walter Fürst. Ihr fahret fort, Oestreich die Pflicht zu leisten
> Jost von Weiler. Ich steure an die Herrn von Rappersweil.
> Walter Fürst. Ihr fahret fort, zu zinsen und zu steuern.
> Rösselmann. Der großen Frau zu Zürch bin ich vereidet.
> Walter Fürst. Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist.

Das ist unkünstlerische Tendenz durch und durch, denn auf dem Rütli, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, waren diese Fragen und Zweifel so undenkbar und unmöglich, wie sie im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts einen scharfen Protest gegen das größte Werk der französischen Revolution bildeten. Daß es sich hier auch nicht um ein beiläufiges Versehen handelte, zeigt die Schlußzeile des Dramas, in der Junker Rudenz alle seine Knechte für frei erklärt. Das ist wieder völlig unhistorisch, aber Schiller schließt dadurch einen Kompromiß zwischen dem „Einfluß der Frauen" und den „Erwartungen des Zeitalters"; nur daß Kompromisse dieser Art künstlerisch ebensowenig taugen, wie politisch.

Auch die Gestalt des Helden leidet unter der abtönenden Tendenz, die sich allzu häufig in dem Drama bemerkbar macht. Im ersten Akte wird die Zumutung des Landvogts, dem Hute die Reverenz zu erweisen, als das äußerste der Schmach hingestellt, das den Schweizern zugemutet werden könne:

Welch neues Unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgesonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?
Kein Ehrenmann wird sich der Schmach bequemen.

Als dann aber Tell im dritten Akt am Hute vorbeigeht, ohne ihn zu grüßen, heißt es:

Frießhardt. Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er und will sie nicht erkennen.
Stauffacher. Das hätt' der Tell getan?
Melchthal. Das lügst Du, Bube!

Der Söldner Frießhardt urteilt würdiger über Tell, als Stauffacher und Melchthal, die politischen Führer der Eidgenossen; besonders eigentümlich nimmt sich die sittliche Entrüstung im Munde des Hitzkopfs Melchthal aus, der eben geschworen hat, daß sich von Alp zu Alp die Feuerzeichen flammend erheben und die festen Schlösser der Tyrannen fallen sollen. Aber genauer, als Frießhardt, kennen sie allerdings den Tell, der dann, sobald Geßler auf der Bühne erscheint und die dem Hute verweigerte Reverenz ebenso auslegt, wie sein Söldner, selbst erklärt:

Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer ists geschehn.
Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell,
Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen.

Also nur aus „Unbedacht“ hat sich Tell nicht der Schmach bequemt, der sich kein Ehrenmann bequemen kann, und er bittet um Gnade, indem er verspricht, es nicht wieder zu tun.

So tritt die Tendenz handgreiflich hervor, die Unterwürfigkeit des schweizerischen Helden bis zum äußersten Grade der Selbsterniedrigung zu treiben, damit er das Recht erhalte, sich an dem Tyrannen zu vergreifen, der auch auf solche Unterwürfigkeit nur mit sinnlos wütender Grausamkeit zu antworten weiß. Und es ist eine Art gerechter Strafe für diese unkünstlerische Tendenz, daß Schiller seinen guten Deutschen noch immer nicht genug getan hat, daß die bürgerlichen Kritiker — vom erzdemokratischen Börne bis zum urreaktionären Vilmar — in holder Eintracht sich vor dem „Meuchelmord“ bekreuzigen, den Tell am Landvogt Geßler begeht.

Hier aber hat Schiller seinen großen historischen Sinn durchaus bewährt. Nimmt man einmal die Voraussetzung als gegeben an, daß Tell trotz der äußersten Nachgiebigkeit von Geßler in der grausamsten Weise gefoltert wird, so ist das Recht Tells, dies Untier abzuschießen wie einen Wolf des Waldes, so unanfechtbar, daß man sich höchstens wundern könnte, weshalb Tell noch einen langen Monolog braucht, um sich ein unveräußerliches Menschenrecht klar zu machen. Aber so erschöpfend Schiller die Tötung Geßlers als die Notwehr eines in seinen menschlichsten Interessen tödlich verletzten Menschen psychologisch begründet hat, so faßt er sie historisch nur als die Begleiterscheinung des menschenschindenden Despotismus auf, die wohl das

Signal zur befreienden Tat geben, aber nicht diese befreiende Tat selbst sein kann. Mit weisem Bedacht läßt Schiller seinen Tell nicht mit auf dem Rütli tagen, und wenn ihn die epische Art des Stoffes auch gehindert hat, die Tat des einzelnen völlig mit der Tat der Eidgenossen zu verschmelzen, so hat er doch in die Rütliszene das herrliche Bekenntnis gelegt, das, wie einst die Flammenzeichen von Alp zu Alp leuchteten, so sein Freiheitspathos von Geschlecht zu Geschlecht tragen wird:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —

Demetrius.

Wilhelm Tell sollte Schillers letztes Drama bleiben. Er selbst dachte noch nicht ans Feiern; seine Leiden hatten seit seiner Uebersiedelung nach Weimar zwar nicht aufgehört, aber eine gewisse Linderung war eingetreten. Sein rastloser Tätigkeitstrieb hatte sich nicht in seinen großen Dramen erschöpft; daneben lief noch eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Englischen, Italienischen und Französischen, darunter Shakespeares Macbeth und Gozzis Turandot. Bis zum fünfzigsten Lebensjahre hoffte Schiller noch schaffen zu können, und er stand jetzt in der Mitte der Vierziger.

Aber die Zustände in Weimar begannen ihn zu drücken; er meinte, es sei ein Wunder, wenn er in so engen und kleinen Verhältnissen etwas leiste, was für die größere Welt tauge. Auch bedrängte ihn die Sorge um die Zukunft seiner unmündigen Kinder. So versuchte er im Frühjahr 1804 in Berlin Anker zu werfen, wo Iffland seine Dramen mit großem Eifer und Geschick zu inszenieren pflegte. Allein der Versuch scheiterte; man speiste ihn während eines mehrwöchigen Aufenthaltes in Berlin mit allgemeinen Redewendungen ab, die nur den einen Erfolg hatten, daß den Herzog von Weimar ein Gefühl der Scham überkam, so daß er das Jahresgehalt Schillers auf die erdrückende Summe von achthundert Talern steigerte.

Im Sommer 1804 packte den Dichter von neuem die Krankheit, und nun ließ sie ihn nicht mehr los. In dieser qualvollen Zeit, in der unabwendbar das Ende heranrückte, hat Schiller sich noch mit einem großen Drama beschäftigt, dem Demetrius, demselben Stoffe, dem auch Hebbel seine letzte Kraft widmen sollte. Demetrius war ein russischer Kronprätendent, der am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts von polnisch-jesuitischer Seite siegreich bis in den Kreml geführt wurde, wo er, bald als Betrüger entlarvt,

eines gewaltsamen Todes starb. Hebbel meinte, daß Schiller nie mit seinem Demetrius vorwärts gekommen wäre, da ein Betrüger im Drama die hohe tragische Wirkung unmöglich gemacht hätte; er selbst suchte diese Schwierigkeit zu umgehen, indem er aus seinem Helden den natürlichen Sohn des Zaren machte, als dessen legitimer Sohn der historische Demetrius auftrat. Als Hebbel so über Schiller absprach, wußte er wohl nicht, daß Schiller die gleiche Lösung beabsichtigt hatte für einen gleichen Stoff, der ihn bis ins Todesjahr hinein beschäftigte, für den englischen Prätendenten Warbeck: aus dem gleichen Grunde wie Hebbel, um „im Moralischen auch nicht den geringsten Knoten zu lassen“, aber mit dem Unterschiede, daß Warbeck kein Trauer-, sondern ein Schauspiel werden sollte. Die verschiedene Art der beiden großen Dramatiker ist damit so fein wie scharf gekennzeichnet; Hebbel sucht seinen tragischen Stoff in einem psychologischen Problem und sei es auch recht verzwickter Art, Schiller in dem Aufeinanderstoßen großer geschichtlicher Gegensätze, wie gleich der erste Akt seines Demetrius zeigt, der einzige, den er im wesentlichen vollendet hat, in den prachtvollen Verhandlungen des polnischen Reichstags.

Aus einem anderen Grunde, als Hebbel, mag man daran zweifeln, ob Schiller mit seinem Demetrius fertig geworden wäre. Er hatte sich mit dem englischen Prätendenten viel eingehender und länger beschäftigt, als mit dem russischen, und wenn er sich schließlich für diesen entschied, so gab den rein äußerlichen Anstoß dazu, daß der Erbprinz von Weimar eine russische Großfürstin heiraten sollte. Wolzogen, der Schwager Schillers, war als Brautwerber in Petersburg, und von ihm erbat sich der Dichter historisches Material für sein neues Drama. Aus dem prosaischen Entwurfe, den er sich dazu gemacht hat, geht hervor, daß er eine Apotheose des Hauses Romanow einzuflechten gedachte, und damit wäre er, wie zu hoffen steht, doch nicht fertig geworden.

Es würde einen bleibenden Schatten auf sein Andenken geworfen haben, wenn er eine Dynastie verherrlicht hätte, die, wie keine andere in der Geschichte, von Blut und Schmutz trieft, und eben jetzt, da Schillers Todestag zum hundertsten Male wiederkehrt, endlich der tausendfach verdienten Vergeltung anheimfällt.

Tod und Nachruhm.

Am 9. Mai 1805 starb Schiller. Der Tod kam ihm als ein Erlöser; nach der Aussage der Aerzte hätte sein Lebensfaden nur um den Preis furchtbarer Leiden noch kurze Zeit fortgesponnen werden können.

Und nun erfüllte sich an ihm sein prophetisches Wort:

Denn das irdische Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.

Der Ruhm, den er als das höchste der irdischen Güter gepriesen hatte, kränzte sein Grab mit unvergänglichen Lorbeeren, und derweil sein Leib in

Staub zerfiel, lebte sein großer Name fort. Schiller wurde der gefeierte Lieblingsdichter der Nation, obgleich niemand besser wußte, als Schiller selbst, daß er nicht ihr größter Dichter war.

Hebbel hat sogar die Tatsache auf die Schwächen Schillers zurückgeführt, die dem deutschen Nationalcharakter als Vorzüge erschienen seien. Dieser Charakter liebe das Unbestimmt-Verschwimmende, das Eines sein und doch daneben etwas anderes scheinen wolle, und deshalb sei Schiller, der nie etwas ganz Exklusives, etwas durchaus nur Poetisches biete, sein Lieblingsdichter. „Wenn Schiller z. B. als dramatischer Dichter, statt seiner bekannten Vorliebe, einen unbesiegbaren Widerwillen gegen alles Sentenzenwesen gehabt und hinreichendes Gestaltungsvermögen besessen hätte, um den Ausfall, der dadurch in der Oekonomie seiner Stücke entstanden wäre, zu decken: was würde, seiner Nation gegenüber, die Folge davon gewesen sein? So gewiß er dann vor dem höchsten Forum der Aesthetik ganz anders bestehen würde, wie jetzt, ebenso gewiß würde er drei Vierteile seines großen Publikums verloren haben, denn der Deutsche kann und will nun einmal in den Charakteren eines Dramas nicht eine Art von höherem Alphabet erblicken, aus dem er sich das Lösungswort selbst zusammensetzen soll; ihm ist eine Figur, der kein Zettel aus dem Munde hängt, sogleich eine rätselhafte, und er wird nie befriedigt, wenn der Poet sich herausnimmt, die Kunst befriedigen zu wollen. Das geht aber im Lyrischen ebenso; ein Bild ohne Unterschrift ist ihm ein Bild ohne Sinn; deshalb zieht er alles Reflektierende vor, und Körner erwies sich nur als echter Deutscher, wenn er in den Künstlern so lange, bis das Lied von der Glocke kam, die Krone aller Lyrik erblickte.“ Man wird diesem Urteil eine gewisse Bitterkeit anmerken, die aus Hebbels eigenen Erfahrungen stammt, und ebenso aus den Erfahrungen Kleists, auf den Hebbel auch in seinen weiteren Ausführungen anspielt. Zu sagen, daß Schiller gerade deshalb seinen großen Ruf erworben habe, weil er als Dramatiker kräftiger und nachdrücklicher zum Volke gesprochen habe, als die Lessing, Herder und Goethe, hieße übersehen, daß die großen Dramatiker der deutschen Literatur, die mit Schiller in gleicher Reihe stehen und ihm als Dramatiker sogar in manchem überlegen gewesen sein mögen, Kleist und Hebbel, lange ungebührlich im Schatten gestanden haben und selbst heute noch nicht zu ihrem Rechte gekommen sind.

Etwas Wahres liegt aber dennoch in der Beweisführung Hebbels. Der Dichter wird immer leichter das Ohr der Massen finden, als der Denker und der Forscher, aber der Ruhm des Dichters, der reiner Künstler ist, wird immer mehr in der Zeit, als im Raume wachsen. Hieraus erklärt sich der Vorsprung Schillers, sowohl vor den Lessing und Herder, als auch vor den Goethe und Hebbel. Nicht als ob die Lessing und Herder nicht auch bis zu einem gewissen Grade Dichter oder die Goethe und Hebbel nicht auch bis zu einem gewissen Grade Denker gewesen wären, aber die Mischung der Elemente war in keinem so gleichmäßig abgewogen, wie in Schiller. Dies ist der tatsächliche Kern von Hebbels „Unbestimmt-Verschwimmendem“, und was er den „deutschen Nationalcharakter“ nennt, war in Wirklichkeit die bürgerliche Klasse in Deutschland, die Bourgeoisie und namentlich auch das

Kleinbürgertum. Sie hob den Dichter, in dem sie alles gefunden zu haben glaubte, was ihr Herz bewegte, als ihren Vorkämpfer auf den Schild.

In dem sie alles gefunden zu haben glaubte oder vielmehr, in den sie alles hineinlegte, was ihr Herz bewegte. Denn die Ideen bilden nicht die Interessen, sondern die Interessen bilden die Ideen um. Hier nun kam der Sentenzenreichtum Schillers zu dem Einfluß, den ihm Hebbel zuschreibt, zumal da nach dem bedenklichen Prinzip verfahren wurde, den Dramatiker für das verantwortlich zu machen, was er eine dramatischen Person sagen läßt. Und dies bedenkliche Prinzip wurde um so unbedenklicher gehandhabt, als sich die bürgerliche Klasse um die persönlichen Lebensumstände ihres Lieblingsdichters nach seinem Tode so wenig kümmerte, wie während seines Lebens. Allzu spät, um das Jahr 1830, veröffentlichten selbst Goethe und Humboldt ihre Briefwechsel mit Schiller, und diese Briefwechsel zeigten ihn wesentlich nur von der ästhetischen Seite. Zu gleicher Zeit erschien die erste Biographie Schillers, verfaßt von seiner Schwägerin Karoline v. Wolzogen, die als Witwe eines Weimarischen Oberhofmeisters den Dichter als blassen Schemen darstellte, der mit irdischen Dingen eigentlich nur durch seine Heirat und die dankbare Ehrfurcht verbunden war, die er vor Karl Eugen und Karl August gehegt haben sollte. Der Briefwechsel Schillers mit Körner, die wichtigste Quelle zu seiner Biographie, erschien wenig vor dem Jahre 1848, und auch diese Quelle begann erst nach der stürmischen Zeit von Schillers Jugenddramen zu sprudeln.

So wurde Schiller der liberale, der nationale, der ideale Dichter von Gnaden der bürgerlichen Klasse und im Sinne ihrer Tendenzen. Ihrem engbrüstigen Liberalismus kam es schmeichelnd entgegen, daß Schiller die bürgerliche Revolution bekämpft und selbst geschmäht hatte, hierin kurzsichtiger, als manche seiner Zeitgenossen, als Klopstock und Herder, als Kant und Fichte; über seine Jugenddramen, die Schiller selbst in späteren Jahren ungünstig beurteilt hatte oder haben sollte, ging man als über unreife Stilübungen zur Tagesordnung; Kabale und Liebe wurde von dem liberalen Literarhistoriker Gervinus kaum weniger heruntergerissen, als von Vilmar, dem gehorsamen Trabanten der hessischen Menschenschacherdynastie. Für das mächtige Freiheitspathos aber, das gleichwohl durch Schillers Dramen glühte, von den Räubern bis zu Wilhelm Tell, suchte man sich den ästhetisch und historisch mißlungensten Vertreter aus, jenen flachen Phrasenhelden Posa, den Schiller selbst, kaum daß er ihn geschaffen hatte, nur mit Mißbehagen betrachten konnte.

Mit noch größerer Vergewaltigung der historischen Tatsachen wurde Schiller zum Herold des nationalen Einheitsgedankens gemacht. Die bürgerliche Klasse gab damit eine klassische Probe ihres gänzlichen Mangels an Selbstvertrauen. Denn unzweifelhaft waren die bürgerlich-nationalen Einheitskämpfe des neunzehnten Jahrhunderts ein historischer Fortschritt gegen das wurzellose Weltbürgertum der bürgerlichen Aufklärung, das im achtzehnten Jahrhundert geherrscht hatte. Aber daran konnte nicht der geringste Zweifel bestehen, daß Schiller diesem Weltbürgertum, so wie es nun einmal war, gehuldigt hatte. Er kannte das „Vaterland“ als schwäbischen Kanton,

aber sonst wollte er der „Zeitgenosse aller Zeiten“ sein, und über den Beruf gerade der Deutschen, eine Nation zu bilden, dachte er so, wie Goethe:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Allein Schiller mußte nun einmal zum Propheten der nationalen Einheit gemacht werden, und so verstümmelte man die Worte, die er einem mittelalterlichen Feudalherrn in den Mund gelegt hatte, über die Nichtswürdigkeit der Nation, die nicht ihr alles freudig an ihre Ehre setze, oder man stellte sich an, als ob ein anderer mittelalterlicher Feudalherr nicht die schweizerischen Urkantone, sondern eine moderne Nation gemeint hatte, als er sagte:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Am ärgsten aber war der Unfug, den der deutsche Bürgersmann mit Schillers ästhetisch-philosophischem Idealismus getrieben hat. So wie Schiller diesen Idealismus meinte, war er schon zu seinen Lebzeiten das Geheimnis eines sehr engen Kreises gewesen; nach seinem Tode aber wurde er in gänzlichem Mißverständnis eine Stütze für alle Halbheit und Zaghaftigkeit der deutschen Spießbürgerei. Er rammte den Philister in all seiner Philisterei fest und zeitigte namentlich das blöde Vorurteil, womit wir uns noch täglich herumzuschlagen haben, nämlich daß der philosophische Idealismus der Glaube an sittliche Ziele sei, der philosophische Materialismus aber Fressen, Saufen, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen, so daß jeder wackere Staatsbürger, der einige Brocken von Schillers „idealen“ Gedichten aufgeschnappt hat, sich über Männer wie Darwin und Häckel, Feuerbach und Marx erhaben dünkt. Der Kantische Dualismus bewährte sich auch in der verfeinerten Form, die Schiller ihm gegeben hatte, nicht als eine Ueberwindung des christlichen Dualismus, sondern als seine Fortsetzung oder genauer als seine Uebersetzung aus dem Feudalen ins Bürgerliche. In der Auslegung, die ihm die Bourgeoisie gab, sagte er den Armen nicht mehr, wie der orthodoxe Pfaffe, daß ein leibhaftiger Gott im Himmel throne, der ihn in einem jenseitigen Leben für alle Leiden dieser unvollkommenen Welt trösten werde, aber er sagte, daß der Arme nur ins „Reich der Schatten“, ins „Reich des Ideals“ zu fliehen brauche, um aller irdischen Not enthoben zu sein. In seinem berühmtesten philosophischen Gedichte hatte Schiller gesungen:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl...
Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.

Die deutsche Bourgeoisie aber wandelte diese schönen Strophen in jene abgeschmackte Prosa um, womit sich der kapitalistische Ausbeuter hinter den „Seelenfrieden“ der Arbeiter verschanzt, wenn sie ihr „Sinnenglück“ durch eine Erhöhung des Arbeitslohnes oder eine Verkürzung der Arbeitszeit fördern wollen.

Man darf den ästhetisch-philosophischen Idealismus Schillers nicht mit dem historisch-philosophischen Idealismus Fichtes und Hegels verwechseln. Schiller flüchtete aus dem engen dumpfen Leben in das Reich der Kunst, während Fichte im kühnen Sturme der Gedanken dies Leben aus aller Dumpfheit und Enge befreien wollte; Fichte verkündete frank und frei den Atheismus, das Recht auf Revolution, die Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt, eben die Gleichheit, die Schiller nur im Reiche des ästhetischen Scheines gelten lassen wollte. Und so auch flüchtete Hegel nicht aus seiner Zeit, sondern erfaßte sie in Gedanken und eroberte mit seiner historischen Dialektik ungezählte Provinzen des Geistes. Schiller spottete über Fichte als einen „Weltverbesserer“, aber um so gründlicher und treffender kritisierte der große Idealist Hegel den Idealismus Schillers. Am ärgsten grassierte dieser Idealismus, verzerrt wie er von den bürgerlichen Liberalen war, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als sich die Wolken des Märzgewitters zu sammeln begannen. Damals schrieb Karl Marx zornig, Schillers Flucht in das Reich des Ideals vertausche nur die gemeine Misere mit der überschwänglichen, und aus diesen Tagen datierte die Abneigung, die unverkennbar hervortritt, wenn Marx und Engels einmal auf Schiller zu sprechen kommen.

Es ist unsinnig, zu behaupten, daß Schillers Geist die Märzkämpfer des Jahres 1848 beseelt habe; die einfachste Wahrheitsliebe verbietet, ihn als Schwurzeugen für eine bürgerliche Revolution anzurufen. Er hat diese Revolution gesehen, aber nicht verstanden. Sie ist ihm ein Greuel geworden, sobald sie mit ehernen Sandalen einherzuschreiten begann. Es waren die Hallen der Paulskirche, wo im Jahre 1848, wenn nicht der Geist, so doch der Schatten Schillers umging, und diesen Schatten hat die bürgerliche Klasse in Deutschland dann noch einmal beschworen, zehn Jahre später, als sie sich von der Niederlage ihrer Revolution erholt hatte und einen neuen Gang mit der absolutistisch-feudalen Reaktion versuchte. Das große Schillerfest am 10. November 1859, zum hundertsten Geburtstage des Dichters, sah den bürgerlichen Schillerkultus in seinem hellsten Glanze, aber es sah ihn auch zum letztenmal; seitdem die Revolution von oben und von unten zugleich über das deutsche Bürgertum hereinbrach, ließ es den Mohren gehen, der seine Arbeit getan hatte.

Aber deshalb sind die Lorbeeren auf Schillers Grabe nicht verwelkt. Nicht nur die Bourgeoisie hat einen Anspruch an ihn, sondern ebenso das Proletariat. Die Arbeiterklasse war noch ein Teil der bürgerlichen Klasse, als Schiller arbeitete und kämpfte. Sie macht sich aus ihm kein Götzenbild, um eigensüchtigen Interessen zu frönen; sie kann ihn nicht mehr als einen unfehlbaren Lehrer und Wegweiser betrachten; sie wandelt andere Wege, als er gewandelt ist. Aber was ihr von seinem Erbe gebührt, das hält sie in unantastbaren Ehren. Immer wird sein Ruf gegen die Tyrannen durch ihre Reihen

schallen; immer wird der Dichter der Räuber und der Luise Millerin, des Wallenstein und des Tell ihren Herzen teuer sein; immer wird sie in bewundernder Dankbarkeit auf dies Leben der Arbeit, des Kampfes und des Leidens blicken, das ein stolzer Wille aufrecht erhielt, bis der letzte Funke von körperlicher Kraft erloschen war.

Durch das babylonische Sprachgewirr, das in den herrschenden Klassen zum hundertsten Todestage Schillers lärmt, hört die Arbeiterklasse klar und rein den Grundton seines dichterischen Schaffens im Gelingen und auch im Verfehlen: die Hoheit der Gesinnung, die sich siegreich erhebt über alle Sklaverei.

o Leipziger Buchdruckerei A. G. o

DATE DUE

NO 17 '78			
DE 11 '79			